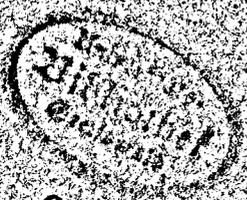


Handwritten: Kreis Rügen

Handwritten: 1918



Sonderabdruck aus: **Pommersche Jahrbücher**,
herausgegeben vom Rügenisch-Pommerschen Geschichts-
verein zu Greifswald und Stralsund.



Greifswald.
Druck und Verlag von Julius Abel.
1918

Slawische Kultstätten
auf der Insel Rügen.

Von

Alfred Haas.

Bonn. Schröder XII.

Das am 15. Juni 1918 bevorstehende 750jährige Jubiläum der Einführung des Christentums auf Rügen ist für mich Veranlassung gewesen, die ehemaligen slawischen Kultstätten auf der Insel Rügen, die ich gelegentlich schon in meinen „Beiträgen zur Kenntnis der rügenischen Burgwälle“ (Baltische Studien n. F. 14, 35—83) berührt habe, noch einmal im Zusammenhange zu betrachten. Neben anderen Schriften habe ich dabei besonders zwei Abhandlungen des mecklenburgischen Archivrats Dr. Beyer („Die wendischen Schwerine“ in Meckl. Jahrb. 32, 58—148 und „Die Hauptgottheiten der westwendischen Völkerschaften“ in Meckl. Jahrb. 37, 115—169), die zum Teil auf die rügenischen Verhältnisse hinübergreifen, zu Rate gezogen.

Der slawische Götzenkult beruht auf dem Dualismus zwischen dem Prinzipie des Bösen und dem Prinzipie des Guten. Ersteres ist verkörpert durch Zernebog, d. i. schwarzer, finsterner Gott, letzteres durch Welbog, d. i. weißer, gnädiger Gott¹⁾. Beide Namen sind jedoch nicht individuelle Bezeichnungen einzelner Götzen, sondern Gattungsnamen; die von den einzelnen Völkerschaften als Zernebog bezw. als Welbog verehrten Götzen hatten völlig verschiedene Namen. Auf Rügen begegnen uns mindestens

1) Die Bemerkung Brückners, daß der altheidnische Welbog ein von den Deutschen erfundener „Fabelgott“ sei, den die Slawen nicht gekannt hätten (Dt. Geschichtsbl. XVII 79), dürfte kaum auf allseitigen Beifall rechnen können. Helmold I 52 spricht klipp und klar von einem guten und einem bösen Gott; letzterer werde Zernebogh, d. i. schwarzer Gott, genannt. Wer das unbesangene liest, wird den Welbog nicht für einen frei erfundenen Fabelgott ansehen. Möglich ist dagegen — worauf Jacob, Balt. Stud. 44, 54 hingewiesen hat, — daß der Begriff Bog, auch in seinem Dualismus als Zernebogh und Welbog, erst in einer späteren, näher zu uns gelegenen Zeit, in Zusammenhang mit den Berührungen mit den Christen in die Mythologie der Slawen gebracht worden ist.

drei verschiedene Gottheiten, die ihrem Wesen nach als Zernebogs anzusehen sind, und ähnlich ist es mit Belbog, der am häufigsten als Donnergott Perun verehrt wurde.

Die Westslawen haben überall, ihrem wilden, kriegerischen Charakter entsprechend, den Zernebogkult mit besonderer Vorliebe gepflegt, während die Verehrung des Belbog mehr in den Hintergrund trat. Nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Thietmar von Merseburg hatte jeder einzelne Volksstamm nur ein größeres Heiligtum aufzuweisen. Hiervon machen die slawischen Bewohner Rügens eine Ausnahme: diese besaßen außer dem allen Slawen gemeinsamen Heiligtum des Swantevit zu Arkona noch mehrere größere Zernebogheiligtümer, und außerdem noch eine ganze Anzahl kleinerer Kultstätten von lokaler Bedeutung; aber die Rügianer beileigten sich auch, wie Adam von Bremen IV 18 und nach ihm Helmold I 2 berichtet, größerer Götterverehrung als die anderen Völkerschaften, und ihre Könige konnten sich größerer Vertrautheit mit den Göttern rühmen.

In seiner früheren Abhandlung weist Beyer nach, daß jeder einzelne slawische Volksstamm in Mecklenburg ein eigenes Nationalheiligtum besaß, das in der Nähe der Landesgrenze gelegen und so stark befestigt war, daß es in Kriegsfällen als Zufluchtsstätte dienen und gegen feindliche Angriffe verteidigt werden konnte. Neben der Tempelburg lag in der Regel ein heiliger Hain oder Bezirk, der durch natürliche Grenzen fest umgrenzt war und dadurch oft eine abgeschlossene insulare Lage erhielt. In dem der Gottheit geweihten Hain oder in seiner Nähe lag ferner eine zum Götzkult gehörige Roßzuchterei, in der unter Aufsicht der Priester die zum Dienste der Gottheit benötigten heiligen Rosse gezüchtet und gepflegt wurden. Solch eine Roßzuchterei hieß zwerinice (sc. obora), d. i. Tiergehäge, Tiergarten (von zwer wildes Tier, zwerina Wildbret), hier Roßgehäge, Roßgarten. Das slawische Wort ist in Mecklenburg gemeinlich zu „Schwerin“ geworden; in zwei Fällen ist es ins Deutsche übersetzt worden (Dierhagen bei Ribnitz und Orsestorp [d. i. Roßdorf] bei Schwerin). Derartige Ortsnamen können natürlich auch gewöhnlichen, nichtkultischen Roßzuchtstellen

beigelegt sein (vgl. weiterhin unter Abschnitt 9); sie sind aber für kultische in Anspruch zu nehmen, wenn an der betreffenden Ortschaft weitere Belege oder Vermutungen für das Vorhandensein von Kultstätten hinzukommen.

Zuweilen war mit dem großen Heiligtum der nationalen Gottheit noch der Kult einer niederen Gottheit verbunden, wie in Pustekow und Boffow der Kult des zwerghaften Puschaitis oder Pustekat, der unter einem Fliederbaume wohnte, und dem das Volk die Opfergaben unter einem Fliederbaume niederlegte. Daher verdienen die mit bizü, böz d. i. Holunder oder mit dem deutschen „Flieder“ oder „Fleeder“ zusammengesetzten Ortsnamen, zumal wenn sie in der Nähe von Tempelburgen oder slawischen Kultstätten auftreten, besondere Beachtung.

Es war nun von vorneherein anzunehmen, daß die von Beyer für Mecklenburg erforschten Verhältnisse auch auf der Insel Rügen wiederkehren würden; trotzdem bin ich durch das schließlich gewonnene Resultat aufs höchste überrascht gewesen: nicht nur analoge Zustände lassen sich auf Rügen nachweisen, sondern sie treten hier auch in wesentlich größerer Zahl auf.

Ich gehe bei der Einzeluntersuchung von den bekannten Kultstätten zu Arkona und Charenza aus, um darnach die übrigen mehr oder minder gut bezeugten Kultstätten zu behandeln.

1. Swantevit zu Arkona.

Der Göze Swantevit zu Arkona nahm unter den übrigen slawischen Götzen der Insel eine Sonderstellung ein: er war nicht nur der Haupt- und Nationalgott der Inselbewohner, sondern wurde ebenso sehr auch von den slawischen Volksstämmen des Festlandes verehrt. Er hat den Vorrang unter allen Gottheiten der Slawen erlangt, sagt Helmold II 12, da er in Siegen größeren Ruhm und in Orakelsprüchen größere Zuverlässigkeit als die übrigen zeigt; in Hinblick auf Swantevit galten die übrigen Gottheiten nur als Halbgötter (Helmold I 52), Swantevit dagegen als „der Gott der Götter“ (Helmold II 12). Wie

es scheint, hat Swantevit diese überragende Stellung nicht von Anfang an eingenommen, sondern erst im Laufe des 11. und in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts erlangt, als die siegreichen Feldzüge der Ranen das politische Ansehen dieses Volkes allmählich immermehr steigerten. Die Ranen, sagt Helmold I 36, machen die Volksstämme, die sie sich mit Waffengewalt unterwarfen, dem Heiligtum Swantevits tributpflichtig. Die Circipaner zahlten von der Hafenhufe jährlich einen Fuchsbalg oder 26 Denare Bardewieker Münze. Auf Rügen selbst zahlte jeder Mann und jede Frau jährlich als freiwillige Gabe (doni nomine, Saxo XIV 825) einen Denar. Dazu kamen die zahlreichen Geschenke, welche die, die das Orakel des Gottes in Anspruch nahmen, dorthin brachten. Sogar der christliche König Svein von Dänemark schickte, als er landesflüchtig in Mecklenburg weilte, dem heidnischen Götzen zu Arkona 1156 oder im Anfang des nächsten Jahres ein kostbares Trinkgeschirr. Auf solche Weise hatte sich der Tempelschatz zu Arkona von Jahr zu Jahr vermehrt. Auch ein nicht ganz unbeträchtlicher Grundbesitz wird zu dem Heiligtum des Swantevit gehört haben. Eine der Bedingungen, unter welchen die Tempelburg Arkona im Jahre 1168 kapitulierte, lautete, daß die den Götzentempeln gehörigen Äcker und Güter künftig der christlichen Kirche zugute kommen sollten. Nun finden wir unter den Besitzungen des Berger Nonnenklosters nach der Gründungsurkunde vom Jahre 1193 ein Gehöft in Witt, nach der päpstlichen Bestätigungsurkunde vom Jahre 1250 die auf Wittow gelegenen Ortschaften Dres (später Nonnevit genannt), Robbin, Schwarbe, Dremoldke und Schaabe, und nach einem herzoglichen Bestätigungsbriefe vom Jahre 1525 außerdem noch die Wittowschen Ortschaften Goos, Goor und einen Anteil an Wief. Das Bistum Roskilde besaß außer dem von allen rügenschen Ortschaften zu entrichtenden Bischofsroggen noch eine Anzahl von Tafelgütern, und unter diesen waren die Wittowschen Güter Putgarten, Robbin und das offenbar erst von einem der Bischöfe angelegte Bischofsdorf. Wir dürfen annehmen, daß alle diese Güter ehemals zur Dotation des Swantevittempels gehört haben, und es ist ziemlich wahrschein-

lich, daß die ganze Halbinsel Wittow den Grundbesitz des Gottes gebildet hat¹⁾.

Darnach können wir ermessen, welche eine einflußreiche Persönlichkeit der Priester des Swantevit gewesen sein muß. Er besaß eine Machtfülle, die mit derjenigen des Landesfürsten nicht nur konkurrierte, sondern sich wohl sogar über die fürstliche Macht erhob. Kein Kriegszug und keine Seefahrt wurde unternommen, ohne daß die Zustimmung des Swantevit durch Befragung seines Orakels nachgesucht worden wäre; der Priester hatte es also völlig in seiner Hand, jede solcher Fahrten zu verhindern, wenn es in seinem Interesse lag. Daher finden wir auch, als die Tempelburg 1168 von den Dänen eingeschlossen und belagert wurde, die Landesfürsten Tetislaw und Jaromar gar nicht anwesend; sie weilten im Süden der Insel, in der Burg Charenza. Die Verteidigung des größten Heiligtums der Insel blieb dem Priester und den ihm zur Verfügung stehenden Streitkräften überlassen. Und bei der Kapitulation von Arkona wurde mit dem Priester wie mit einem selbständigen Landesfürsten unterhandelt und ein Vertrag abgeschlossen.

Von der Beschaffenheit der Tempelburg zu Arkona, von dem Aussehen des Götzen und von seiner Vernichtung hat uns Saxo, der dem historischen Ereignis als Augenzeuge beimohnte, eine lebensvolle Schilderung aufbewahrt. Darauf möchte ich hier nicht näher eingehen; nur einige Punkte hebe ich heraus.

Der Name des zu Arkona verehrten Götzen lautet bei Saxo Svantovitus, bei Helmold Zuantevit[h], in der Rnytlunga Saga Svantaviz und in der Mater verborum vom Jahre 1102 Suatouytt und Zuatovit; in einer Urkunde des Kaisers Friedrich I. vom Jahre 1170 steht Szuentevit. Der Name enthält in seinem ersten Teile das Wort sventu heilig, stark. Der zweite Teil vit wird verschieden gedeutet: als Sieger, als Lichtgott, als Weher (Gott des Windes) oder als Wissender (Seher). Die durch die letzte Deutung dem Götzen beigemessene Eigenschaft

1) Das Kloster Hiddensee besaß auf Wittow Piegenschaften bezw. Gebungen in Danze, Breege, Lobkevit, Malmerit, Swantevit, Schwarbe, Wief, Wollin und Jüllit.

muß für den durch sein Orakel berühmten Swantewit als besonders zutreffend erscheinen. Da nun die Allwissenheit in erster Linie geeignet ist, die Gottheit über die Menschheit zu erheben, so hat das Wort vit, wie es scheint, allmählich die allgemeinere Bedeutung von Gott, Gottheit angenommen, und so finden wir es auch in Zusammensetzung mit anderen Götternamen, wie Rügiewit (in Charenza), Porewit (ebenda) und Gerovit (in Wolgast). Nach Schubert bedeutet vit tatsächlich „Herr“, übertragen „Gott“ (Walt. Stud. n. F. 2, 35).

In einer jüngeren Handschrift der Rnytlinga Saga wird der zu Arkona verehrte Göze Swaraviz genannt, was man früher in Anbetracht der zahlreichen Zeugnisse für den Namen Swantewit unbeachtet gelassen hat. Wenn wir aber bei Thietmar von Merseburg lesen, daß der zu Rethra verehrte Radegast den Beinamen Zuarasici führte, und wenn uns in einem Briefe des Erzbischofs Brun an Kaiser Heinrich II. vom Jahre 1008 der Name Zuarasi begegnet, so müssen wir dem Namen Swaraviz doch unsere Aufmerksamkeit schenken. Wigger leitet den Namen Zuarasici von pol. swar, russ. swara und swar d. i. Streit, Kampf ab (Mecsl. Jahrb. 28, 38), und diese Ableitung trifft auch für den Namen Swaraviz zu¹⁾. Swaraviz hebt also den Götzen in seiner Eigenschaft als Kriegsgott hervor, während er unter dem Namen Swantewit auch als Orakelgott und bei den Rügianern auch als Erntegott verehrt wurde.

So ausführlich uns Saxo die Tempelburg zu Arkona beschreibt, so wenig teilt er uns von der nächsten Umgebung des Burgwalles mit. Südwestlich von Arkona liegt das Dorf Putgarten, das nach seiner Lage unterhalb des Burgwalles (pud + gard) benannt ist; das Dorf soll in heidnischer Zeit eine eigene Begräbnisstätte gehabt haben (Haas: Pom. Sagen 100). Südlich von Arkona liegt in einer Liete (Einschnitt des Ufers, Tafelung) des hier schon ziemlich hohen Ufers das Dörfchen Witt,

1) Ich glaube, daß diese Deutung den Vorzug verdient vor derjenigen Beyerndorfs (Walt. Stud. 28, 5 Anlage 19—23), der Zuarasici als „Abkömmling des Svarog“ deutet; Svarog aber (von der Wurzel svar leuchten) sei ursprünglich der eine höchste Gott, der deus deorum gewesen.

das in vorgeschichtlicher Zeit offenbar eine wichtige Rolle gespielt hat. Fremde, die zu Schiffe kamen, um dem Swantewit zu opfern und sein Orakel zu hören, mußten in Witt landen. Der große Markt, der alljährlich im Spätherbst in der Nähe der Swantewitfeste abgehalten wurde, kann an keiner anderen Stelle als in Witt stattgefunden haben. Zu dem Markte erschienen viele Fremde vom Festlande und von den dänischen Inseln und auch wohl aus noch größerer Ferne. Es wurden in erster Linie Fische, namentlich Heringe, aber auch andere Waren verhandelt. Der Markt stand unter der Aufsicht des Swantewitpriesters, und dieser erhob von den auf dem Markte ausgetauschten Waren einen Zoll. Zur Zeit dieser Märkte wird in dem einsamen und stillen Stranddorfe viel Leben und Treiben geherrscht haben, und darauf wird die alte Volksfage von der untergegangenen großen Handelsstadt Arkona, die zu gewissen Zeiten wafelt, d. i. als Spukerscheinung über der Wasserfläche sichtbar wird, zurückzuführen sein (Haas: Rüg. Sagen, IV. Auflage, 10. Vgl. Wackenroder, Altes und neues Rügen, Greifswald 1732, S. 14 f.).

Mit dem Worte „Witte“ bezeichnete man im Mittelalter Fischeransiedlungen, die von den Heringsfängern zum besseren Betriebe ihres Gewerbes hier und da an den Küsten angelegt wurden; insbesondere nannte man so die Niederlassungen der Hanseaten in Schonen und Falsterbo (Schiller-Lübben: Mittelndd. Wb. V 263). Ein solches Witte liegt noch heutigen Tages auf der Insel Hiddensee. Ein zweites Witte lag ehemals auf der Halbinsel Mönchgut, am Außenstrande zwischen Göhren und Lobbe; es ist vermutlich durch die Sturmflut vom 7. Dezember 1663 zerstört worden. Nach mündlicher Überlieferung hat ein Witte auch an der nördlichen Außenküste von Wittow, nördlich von Nonneviz gelegen, wo die Uferpartie Wittegrund noch an die einstige Fischerniederlassung erinnern soll (Walt. Stud. 44, 103 f.). Vielleicht hat ein viertes Witte auf Jasmund im Rsp. Sagard gelegen, wenigstens wird ein solches von Wackenroder 374 dort angeführt, indessen sind mir keine weiteren Nachrichten darüber bekannt geworden. Aber wahrscheinlich ist es diesem Jasmunder Witte zuzuschreiben, daß Wackenroder 369 Witt bei Arkona als

„Groffen-Bitte“ bezeichnet. Die rügenschen Witten standen nach Angabe des rügenschen Landrechtes (tit. XI ed. Gadebusch und tit. V ed. Frommhold) unter dem Schutze des Landesherrn und zahlten diesem Mattheringe und Standgeld. Witt bei Arkona, das ja noch heutigen Tages fast ausschließlich von Fischern bewohnt wird, könnte man seines Namens und seiner Lage wegen auch sehr wohl für eine solche Fischeransiedlung halten. Aber „Bitte“ ist ein niedersächsisches Wort (Dähnert: Plattb. Wb. 530); die Ortschaft konnte diesen Namen frühestens im 13. Jahrhundert nach der Einwanderung der Deutschen erlangt haben; zur Slawenzeit muß der Ort einen anderen, einen slawischen Namen geführt haben. Aber welchen?

Als die Tempelburg zu Arkona am 15. Juni 1168 eingenommen war, erbauten die Dänen hier aus dem Holz, welches sie zur Herstellung von Belagerungsmaschinen gefällt hatten, die erste christliche Kirche. Man könnte annehmen, dieses Gotteshaus sei auf der Stätte des bisherigen Swantewitttempels errichtet worden; in analoger Weise verfahren die Dänen in Charenza, auf dem Burgwall Jasmund, auf dem Rugard und wahrscheinlich auch in Capelle bei Singst. In Arkona ist das aber offenbar nicht geschehen, sondern hier wurde die erste christliche Kirche wahrscheinlich in Witt errichtet. Im Jahre 1240 wird ein dominus Martinus sacerdos de Wittoya (PUB. I 375) urkundlich genannt; man hat früher angenommen, das wäre ein Priester von Wittow gewesen, wobei man zugab, daß das Fehlen des Ortsnamens sehr auffallend ist. Dieser Martinus ist aber zweifelsohne Priester an der Kapelle zu Witt gewesen, und damit haben wir den gesuchten ehemaligen Namen dieses Dorfes gefunden. Der Fund wird noch durch eine zweite urkundliche Nachricht bestätigt.

Nach dem Friedensvertrage von Arkona 1168 sollten, wie schon oben S. 6 bemerkt, die den Göztempeln gehörigen Äcker und Güter (agri et latifundia deorum) künftig zum Gebrauch der christlichen Priesterschaften (in sacerdotiorum usus) verwendet werden. Unter den Dörfern nun, mit welchen Fürst Jaromar I. im Jahre 1193 das neugegründete Nonnenkloster zu

Bergen ausstattete, begegnet uns außer anderen Dörfern auch eine mansio in Wythuy cum silua quercina, agris, pratis et colonis (PUB. I 123). Auch von dieser mansio (Gehöft) hat man früher angenommen, es sei damit ein nicht näher bezeichnetes Gehöft auf der Halbinsel Wittow gemeint; aber dann wäre auch hier die Auslassung des Ortschaftsnamens befremdend und ungewöhnlich. In Wirklichkeit ist auch unter dem hier genannten Wythuy nichts anderes als das Dorf Witt zu verstehen, und der Eichenwald wird einen Teil des heiligen Haines gebildet haben, den wir uns als unmittelbar vor der Tempelburg gelegen zu denken haben.

Der alte Name des Dorfes Witt (1193 Wythuy, 1240 Wittoya) ist identisch mit dem Namen der Halbinsel. Diese heißt bei Saxo insula Archonensis, quae Vithora — muß heißen Vithova — dicitur; urkundlich heißt sie 1232 Wytow (PUB. I 282), 1314 Witovia (V 2918), 1315 Wytovia (V 2970), 1318 Wytowe (V 3234), 1324 Wittovia (VI 3752); in späterer Zeit kommen die Namensformen Wittowey und Witou vor (Grümbke¹) II 1). Das Wort ist ein adjectivum possessivum und bedeutet „Eigentum des (Swante) Wit.“ Zu ergänzen ist zu der slawischen Namensform wes (Dorf), bez. wustrow (Insel, Halbinsel) und zu der von Saxo gewählten latinisierten Form mansio bez. insula (nach Beyer in Meckl. Jahrb. 37, 123). Die von Jacob beliebte Deutung des Namens als wetrow d. i. Ort der Winde (Balt. Stud. 44, 99) scheint weniger zutreffend und ist von Schubert in Balt. Stud. n. F. 2, 40 ff. widerlegt worden. Vielleicht hat sich in der noch heute gebräuchlichen Benennung des Dorfes „Witt“ (statt Bitte) noch eine wenn auch dunkle Erinnerung daran erhalten, daß das Dorf ursprünglich keine eigentliche Bitte im mittelalterlichen Sinne gewesen ist.

Die Halbinsel Wittow ist heutzutage ohne Waldung, wenn man von dem vor hundert Jahren angelegten Park Juliusruh und von einer Holzung im Nordwesten absieht. Im 12. Jahrhundert war das anders. Schon der alte Name des Kirchdorfes

1) Geographisch-statist.-hist. Darstellungen von . . . Rügen, Berlin 1819.

Wief „Medow“ (1314 Medowe, 1318 Medowe sive Wyk PWB. V 2918, 3234), der mit medü Honig zusammenhängt, und der Name des Gutes Matichow, der von matka Bienenkönigin, Weisel abzuleiten ist (Balt. Stud. 44, 127), weisen auf die von den Slawen eifrig betriebene Waldbienenwirtschaft, also auf das Vorhandensein von Wald hin. Die schon angeführte Urkunde von 1193 nennt einen Eichenwald in Witt. Dazu kommt, daß in der Nähe des Leuchtturms und in den zum Leuchtturm gehörigen Äckern und in einem Torfmoor zwischen Arkona und Putgarten starke Baumstümpfe und Stubben von Eichen und Haseln aufgefunden worden sind (R. S[chneide]r: Reisegef. durch Rügen, Berlin 1823, 51, Meckl. Jahrb. 37, 120 und Balt. Stud. 44, 106). Endlich berichtet uns Saxo, daß die Dänen, als sie vor Arkona lagen, Baumstämme fällten, um daraus Belagerungsmaschinen herzustellen. Auch die Sage hält daran fest, daß „oben auf der Pläne rings um den Wall, da, wo man jetzt nur kahle Weide erblickt, sich vor Jahrhunderten ein stolzer Buchenwald bis an des Ufers Rand ausgebreitet habe“ (Indigena 93 und Haas: Rüg. Sagen, 4. Aufl. 89). Der Wald soll von den Dänen niedergebrannt sein (Balt. Stud. 44, 105). Aus alledem dürfen wir mit Beyer (37, 120 f.) den Schluß ziehen, daß der zum Kult des Swantevit gehörige heilige Hain unterhalb der Tempelburg gelegen und südwärts bis Putgarten und Witt gereicht hat.

Zum Dienste des Swantevit gehörte ein heiliges weißes Roß: es war das Leibroß des Gottes selbst. Oft wurde es frühmorgens mit Schweiß und Schmutz bedeckt im Stalle vorgefunden; das war ein Beweis, daß der Gott es während der Nacht geritten hatte, um gegen die Feinde seines Kultes zu kämpfen. Das Roß diente aber auch, ähnlich wie in Stettin das Roß des Triglav und wie in Rethra das Roß des Radegast, zum Orakelgeben. Wenn das von dem Priester geleitete Roß über drei kreuzweise in der Erde befestigte Lanzenpaare jedesmal mit dem rechten Fuß zuerst hinwegschritt, lautete die Antwort des Gottes günstig. Dieses Roßorakel wurde vor jeder größeren Unternehmung, insbesondere vor jedem Kriegszuge befragt.

Zum Dienste des Swantevit gehörten außerdem noch 300 berittene Gözendiener (satellites), deren Roße zweifelsohne unter priesterlicher Aufsicht gepflegt und unterhalten wurden. Es bestand also hier auf Wittow, ähnlich wie in den Schwerinen Mecklenburgs, eine umfangreiche, mit dem Gözenkult in Zusammenhang stehende Pferdezüchterei. Eine Roßherde von mindestens 300 Häuptern erfordert aber ein ausgedehntes Weidegebiet, wie solches die hochgelegene nördliche Hälfte der Halbinsel kaum aufzuweisen hatte. Die Örtlichkeit des Roßgehäges ist also weiter südlich zu suchen.

Nun berichtet uns R. S[chneide]r (Der Reisegefesellschaftler durch Rügen, Berlin 1823, 51 f.) von einer alten Sage, die ihm ein adliger Gutsbesitzer auf Wittow, dessen Familie zu den ältesten auf Rügen eingewanderten gehört, mitgeteilt habe. Danach sind „die 60 Schimmel, die zum Dienste Swantevits gehalten wurden, auf dem etwa in der Mitte zwischen Breege und der Wittower Fähre gelegenen Gute Smanteviz unterhalten und ernährt worden“. Die Sage hat einige Wahrscheinlichkeit für sich: einmal wegen des Namens des Gutes, der früher Swanteviz gelautet haben soll (urkundlich lautet er jedoch 1318 bereits Smantevitze, und 1316 wird ein Knappe Bußt Tzantheviz genannt PWB. V 3234 und 2989). Sodann aber wird das Gut Smanteviz, dessen Einwohner sich bis vor 80 Jahren auch durch eine eigentümliche Mundart hervortaten (Balt. Stud. 2, 1 S. 145. 153), noch in anderer Weise mit dem Swantevitkult in Zusammenhang gebracht: in Smanteviz steht eine große alte Scheune; deren Umfassungsmauern bestehen aus Findlingen, die bald nach dem Jahre 1168 von Arkona dorthin geschafft sein sollen. In der Scheune wurde, wie die Sage weiter berichtet, noch lange Jahre nach Einführung des Christentums der Gözendienst des Swantevit fortgesetzt, und es befand sich dort auch ein großes Steinbild des Swantevit, welches schließlich in einem zwischen Smanteviz und Woldeniz gelegenen Moor, „de Lüß“ genannt, versenkt wurde. Ein in die Scheunenwand eingefügter Steinblock, auf dessen Außenseite gewisse Zeichen von kreis-, halbmond- und vasenförmiger Gestalt sichtbar sind, soll ehemals

in Arkona als Opferstein gedient haben (Haas: Pom. Sagen 100). Vielleicht lag in Smantevitz eine Nebenkultstätte des Swantewit, wie es deren nach Saxos Bericht mehrere gegeben hat (alia quoque fana compluribus in locis hoc numen habebat, quae per supparis dignitatis ac minoris potentiae flamines regebantur XIV, 826 ed. Müller-Velshow). Dazu würde es durchaus passen, wenn sich bewahrheiten würde, was Jacob (Balt. Stud. 44, 133) berichtet, daß an der Stelle jener Scheune vor dem eine Kapelle gestanden habe. — Der Hauptgrund, weshalb die von Schneider überlieferte Sage Glauben verdient, ist aber das schon von Beyer hervorgehobene Vorhandensein des kleinen Vorwerkes Contop (1318 Konetoppe und Conentop PWB. V 3234). Es liegt südwestlich von Smantevitz, nach der Wittower Fährze zu und ist von Wiesen und Weiden umgeben; unweit des Gehöftes befindet sich eine tief in das Land eindringende Bucht des nahen Breeker Boddens, der einen Teil des Großen Jasmunder Boddens bildet; die Bucht ist durch eine schmale Landzunge, den Contoper Hafen, und durch einen künstlich aufgeschütteten Erdwall von dem Bodden so getrennt, daß die Bucht zum Binnensee geworden ist¹⁾. Der Name Contop aber ist slawisch und bedeutet „Pferdeschwemme“. Die durch eine Wedde vom Bodden getrennte Inwiek, die von saftigen Wiesen umgeben war, mochte in der Tat eine passende Schwemme für die heiligen Rosse des Swantewit abgeben. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß das offenbar erst in christlicher Zeit entstandene Gut

1) Wenn die Bucht auf dem Meßtischblatt 212 (Wiek) als „Wedde“ bezeichnet ist, so ist das ungenau. „Wedden“ werden auf Rügen die den Öffnungen der Inwieken vorgelagerten seichten Stellen oder Untiefen genannt, die man durchwaten, durchreiten oder durchfahren kann. Auch Dähner: Pom. Wb. 541 gibt eine ungenaue Erklärung. Das Wort ist von waten, platt. waden herzuleiten und kommt auch im Hochdeutschen als „Weed“ (richtiger Weet) in der ursprünglichen Bedeutung von „Wasserbehälter zum Watenmachen, d. i. Schwemme“ vor; vgl. Weigand, Dt. Wb. II 1063. Es gibt auf Rügen die Prißberoder Wedde, die Landower Wedde, die Große und Kleine Wedde vor dem Spykerischen See (wovon die Ortschaft Weddort ihren Namen erhalten hat), die Wedde zwischen Ronitz und Grosow und die Wedde zwischen Lobber See und Hagener Wiek (Grümbke: Darst. I 61, 69, 74).

Bischofsdorf, dessen Feldmark mit derjenigen von Contop zusammenstößt, auf dem ehemaligen Rossegelände von Contop angelegt ist.

Daß für die Rosse des Swantewit auch sonst in ausgiebiger Weise gesorgt war, scheint aus einer Notiz der Roeskilder Matrikel hervorzugehen. Darnach hatte die Ortschaft Nobbin im 14. Jahrhundert jährlich nicht nur 6 Scheffel Bischofsroggen, sondern auch eine ganze Last, d. i. 96 Scheffel Hafer und 3 $\frac{1}{4}$ Drömt (à 12 Scheffel) Gerste an den Ralswieser Propstehof abzuliefern. Es ist wohl berechtigt anzunehmen, daß die Hafer- und Gerstelieferung ursprünglich für die heiligen Rosse des Swantewit bestimmt gewesen ist.

Im Volksmunde hat sich die Erinnerung an Swantewit und seinen Kult mit großer Lebendigkeit bis auf unsere Tage erhalten. Außer den schon erwähnten Sagen ist besonders auf den spukhaften Schimmel hinzuweisen, der nächtlicher Weile zwischen Putgarten und Wiek einhertrabt und die ihm Begegnenden in Furcht und Schrecken versetzt (Haas: Rüg. Sagen, IV. Auflage, 23); in ihm erkennen wir unschwer den Schimmel Swantewits¹⁾. Auch der nächtliche Schimmelreiter, der auf dem Bakenberge bei Starrvitz haust, der vor der Lanfensburger Mühle erscheint und der als Wor in der Bullerhürn die Fischer erschreckt (Haas a. a. D. 78, 81 und Pom. Sagen 84), wird im letzten Grunde kein anderer als Swantewit selbst sein, an dessen Stelle hier von der christlichen deutschen Bevölkerung Wuotan substituiert ist, wie denn auch anderswo slawische Götzen in germanischen Göttergestalten fortleben. — In Gramitz auf Wittow liegt ein Blockberg, auf dem sich die Hexen versammeln. — Nördlich von Barnkevitze liegt der Ufer einschnitt „Höllentiet“. — Wichtig ist, daß auch der Seeräuber Claus Störtebecker in der Bullerhürn lokalisiert ist; er soll dort eine Höhle besessen haben, die aber nach seinem Tode nicht wieder aufzufinden war; deshalb kann er keine Ruhe im Grabe finden und muß in der Meeresbucht spuken. Im Bakenberge liegt ein Schatz vergraben, der

1) Daß zu Arkona weiße Rosse erscheinen, meldet Behla: Die vorgesch. Rundwalle, Berlin 1888, S. 28, ohne Quellenangabe.

von Zwergen gehütet wird (Haas a. a. D. 60). Andere Schatzsagen sind in Putgarten und Malmeritz lokalisiert. Zwerge haben sich auch am Strande bei Arkona blicken lassen (Verh. der Berl. anthropol. Ges. 1891, 455) und sind schließlich von der Halbinsel Wittow ausgewandert, indem sie sich bei der Wittowschen Fährre vom Fährmann nach den Banzelviher Bergen übersetzen ließen (Haas: Rüg. Sagen, IV. Aufl. 61).

Fast in allen älteren Quellenwerken begegnet uns die Überlieferung, daß Arkona einst eine große Stadt „mit bequemer Schifffahrt und großem Handel“ gewesen sei; verschiedene Nationen hätten dort ihre eigenen Gassen und Backhäuser gehabt; der Heringsfang hätte der Stadt alljährlich große Einnahmen verschafft. Später soll die Stadt in die See versunken sein; doch kann sie noch wieder erlöst werden. Als der Abdecker zu Glowe einst mit seinem Karren am Außenstrand entlang fährt, kommt über die See ein Boot mit drei Mann auf ihn zu; im Nu ist es am Ufer, und einer der Männer spricht zu ihm: er solle mit ihm kommen, er sei es, der die Stadt Arkona erlösen könne, und er solle die Schlüssel zur Stadt empfangen. Aber der Abdecker erwidert: „Ich bin ein alter Mann und schon in den Siebzigern; mir kann es nicht mehr nützen, die Stadt Arkona zu erlösen.“ Als er so gesprochen, ist auch das Boot im Umsehen verschwunden gewesen (aus Baiers Nachlaß). Nach Jahn: Volksagen 612 lag die große Stadt da, wo jetzt die Tromper Wieck flutet. Noch heutigen Tages erzählt man von einem unterirdischen Gange, der von der Jaromarsburg aus landeinwärts führt; die einen sagen, der Gang habe in Witt oder in Putgarten gemündet, andere behaupten, der Gang sei senkrecht in die Erde gegangen und habe seitlich an einer wenig zugänglichen Stelle des Kreideufers sein Ende gehabt; in dem Gange sollen noch Schätze aus dem alten Swantewittempel verborgen sein.

Für den Besitzstand Swantewitz ist es wichtig, daß die Ortschaft Goos (1318 Ghoze, 1518 Goytze, später Goitz, Gook, Göke; von slaw. koca kaze, und daher auch Kazenhof genannt) nach der Sage früher Gözenhof geheißen hat, weil sie zum besonderen Besitztum des Gözen gehört haben soll. Auf der

v. Hagenowschen Special-Charte von Rügen vom Jahre 1829 sind noch beide Namen („Goos oder Kazenhof“) verzeichnet (Haas: Pom. Sagen 99). Unsicher ist es, ob das Spukschiff, das sich zuweilen an der Nordküste von Wittow blicken läßt, mit Swantewit und seinem Kult in Zusammenhang gestanden hat. Dieselbe Unsicherheit muß — leider — auch in bezug auf den Teufelsstein von Putgarten ausgesprochen werden. Nordöstlich von Putgarten, etwa hundert Schritte vom Dorfe entfernt, lag nämlich bis etwa 1840 ein mächtiger Granitblock, der drei Gruppen flacher Eindrücke hatte: einen größeren runden in der Mitte und auf jeder Seite je fünf kleinere in flachem Bogen. Der Stein hieß der Teufelsstein. Man erzählte, der Teufel, der die Seele eines Bauern holen wollte, sei von diesem betrogen worden, indem er nicht des Bauern Seele, sondern die um die Strohbindel gewundenen „Seele“ (d. i. die Strohseile) bekam. Wütend sei der Teufel darauf hinaus und mit dem Kopf und mit beiden Händen in den Stein hineingefahren, wovon die Spuren an dem Stein zu sehen blieben. Alle Brautpaare mußten, wenn sie aus der Kirche kamen, vom Wagen herunter und mit allen Hochzeitsgästen vor das Dorf hinaus und dreimal um den Stein herumziehen. Um 1840 hat der Besitzer des Grundstückes den Stein in den Boden versenkt, um das Ackerland frei zu bekommen (Pom. Wfde. VI 123f.). Ein ähnlicher Hochzeitsbrauch war früher mit dem Buskamen auf Mönchgut verknüpft, wovon noch weiter unten gehandelt werden wird.

Wo Swantewit auf Rügen noch weitere Kultstätten gehabt hat, läßt sich nicht feststellen. Auf dem Nordteile der Insel Hiddensee liegt am Außenstrand eine Swantewitbucht, und eine Schlucht am hohen Ufer dieses Küstenabschnittes heißt Swantewitschlucht; ich wage aber nicht, daraus Schlüsse zu ziehen, da ich nicht weiß, ob die Namen alt sind. Außerhalb Rügens begegnet der Name des Gözen noch mehrfach als Ortsbezeichnung: Schwantewitz heißt ein Dorf bei Stepenitz (Kr. Cammin), und ebenso hieß ehemals das Gewässer in der Nähe des Dorfes (1285 aqua, que vocatur Svantewitz PWB. VI 4001); Wantewitz, ein Dorf bei Großenhagen (Meckl. Jahrb. 37, 150;

in Nitters Gg. stat. Lex. nicht auffindbar), hat ursprünglich offenbar Swantewik geheißen. Endlich soll das zu Dahlen bei Oshag gehörige Dorf Schwannevik nach dem dort verehrten Swantewit benannt worden sein (Liebrecht: Zur Volkskunde 272).

2. Charenza.

Südlich der Stadt Garz, zwischen dem Weichbilde der Stadt und dem Nordende des 1,13 km langen und 0,2 km breiten Garzer Sees liegt noch heutigen Tages der hoch und steil aus der Ebene emporragende Wallberg, das alte Charenza oder Rarentia. In diesem Burgwall lagen die Tempel dreier slawischer Götzen, die nach Sago Rugiävith, Porevith und Porenut hießen. Der wichtigste unter ihnen war der erstgenannte Rugievit, der in der Rnytlinga Saga Rinvit und in anderen Handschriften Rutvit genannt wird; der Name bedeutet soviel wie „Rüggott, Landesgott der Rugier“. Er war, wie Sago XIV 842 berichtet, mit den Kräften eines Kriegsgottes ausgestattet und leitete ihre Kriege. Seine Bildsäule trug einen Kopf mit sieben Gesichtern, die alle von einem und demselben Schädeldach überwölbt waren. An seiner Seite hingen sieben Schwerter mit samt den Scheiden; ein achtes Schwert hielt er gezückt in seiner Rechten. Seine Leibesdicke und Körperlänge waren übermenschlich groß. Sein auf Säulen ruhender Tempel war von einem Vorhof umgeben; beide waren durch Purpurdecken umhüllt. Das Standbild des Porevit hatte fünf Köpfe, entbehrte aber der Waffen. Porenut hatte vier Gesichter, und ein fünftes war der Brust eingefügt; die Linke berührte die Stirn und die Rechte das Kinn dieses fünften Gesichtes. Die Rnytlinga Saga nennt an Stelle des Porenut den Turupid, und in ihm will Beyer den litauischen Donnergott Tarapita wiedererkennen (Meckl. Jahrb. 37, 157 f.).

Wunderbarer Weise berichtet Wackenroder, obgleich er S. 18 die Götzen zu Charenza richtig angibt, später S. 239, daß der Abgott in Charenza Trieglaff geheißen habe; auch erzählt er S. 31 und 239, daß man in Charenza drei heidnische

Weissagungsbücher vorgefunden habe, die 1168 mit den übrigen Heiligtümern verbrannt seien. Ferner meldet er S. 22, „daß, wann dem Rugevit zu Carenz Pferde geopfert wurden, man außer dem Kopff, der herumgetragen und verbrant worden, das Fleisch begierig gegessen“. Die Quelle, aus der Wackenroder diese Nachrichten geschöpft hat, ist mir unbekannt.

Charenza ergab sich 1168 den Dänen unter denselben Bedingungen wie Arkona: die Gözentempel und Götterstatuen wurden zerstört und die auch hier vorhandenen Tempelschätze, goldene und silberne Geräte, Zeugstoffe und Waffen, dem Dänenkönig ausgeliefert (Balt. Stud. 1, 59).

Jedenfalls haben wir in der Nähe der Tempelburg einen heiligen Hain und mit Rücksicht auf den Kriegsgott Rugievit auch eine Rosszüchterei zu vermuten.

Was zunächst den heiligen Hain betrifft, so gab es im Mittelalter nach den Urkunden des Garzer Stadtbuches (herausgegeben von G. v. Rosen, Stettin 1885) mehrere Waldungen in der Nähe der Stadt Garz. Westlich von Garz und zwar an der Landstraße, die von Garz in nordwestlicher Richtung nach Samtens führte, lag das Hainholz, das nicht ganz unbedeutend gewesen zu sein scheint. Östlich der Stadt lag das Baumholz, große mit Eichen bedeckte Bruchflächen (1416 elrebruk Nr. 166) und ein Kiefernkamp. Im Südwesten der Stadt, nach dem Gute Renz zu, lag ein Eichenwald (1410 quattuor iugera agri in Rentzer campo sita supra silvam Nr. 308. 1413 1½ iugera prope silvam Rentze versus Gartze Nr. 352. 1441 by den eken up Renser velde Nr. 204. 1527 im Garszer velde . . . jegen der groten eycken Nr. 409).

Die Entscheidung, in welcher dieser Waldungen wir den alten Götterhain zu suchen haben, wird uns erleichtert durch eine im Jahre 1862 von Baier aufgezeichnete Volksfage, die so lautet: In Schoritz sollte Erntefest sein, und es waren zwei Musikanten aus Stralsund bestellt, um zum Tanze aufzuspielen. Diese gehen abends mit Sonnenuntergang von der Altenfähre ab, um am anderen Morgen rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein. Als sie vor Garz ankommen, ist es eben Mitternacht. Sie wollen nun

nicht durch die Stadt, sondern südlich um diese herum den Fußweg über den Wallberg gehen; denn Weg und Steg haben sie in der Gegend genau gekannt. Sie gehen also und kommen plötzlich da, wo der Wallberg ist, in einen wunderschönen Garten, und je weiter sie gehen, desto prächtiger wird es, und sie haben nie 'was Herrlicheres gesehen an Bäumen und Sträuchern. So wandeln sie etliche Stunden nach ihrer Meinung in dem Garten umher, dann kommen sie an den Ausgang, und als die Sonne eben aufgeht, sind sie in Schoritz angelangt. Dort ist nun großes Verwundern über ihr Erscheinen, denn es ist ein Jahr verflossen, seit sie dort zum Erntefest erwartet wurden. Es hat sie aber in dieser langen Zeit nicht gehungert und gedurstet, und sie sind frisch und wohl wieder herausgekommen, wie sie hineingegangen sind (Zeitschr. des Ver. f. Wfde. 1916, 266 f.).

Es ist kein Zweifel, daß „der wunderschöne Garten“, in dem die beiden Musikanten ein Jahr lang umhergewandert sind, mit dem altslawischen Göhzhain identisch ist. Wenn uns nun die Sage einen Fingerzeig über die Lage dieses Haines geben darf, so haben wir den Hain in unmittelbarer Nähe des Wallberges in der Richtung nach Schoritz hin zu suchen, also im Südosten oder Osten des Wallberges, d. i. unweit der Güter Wendorf-Hof und Rosengarten.

Und wo lag die Pferdezüchterei? Ich habe anfangs geglaubt, diese in Renz suchen zu müssen. In Renz sind zahlreiche höchst altertümliche Sagen lokalisiert, die diesen Ort in nahe Beziehung zu dem Garzer Burgwall bringen, wie die Sagen von dem unterirdischen Gang und den darin lagernden Pferdegerippen (Zeitschr. des Ver. für Wfde. 1916, 275 f.). Nachdem uns aber bereits der Hain nach Rosengarten verwiesen hat, glaube ich, auch die Pferdezüchterei ebendort suchen zu müssen.

„Rosengarten“ ist ein in Deutschland häufig wiederkehrender Ortsname¹⁾, ebenso wie Rosenhagen, Rosenheim und Rosenhain

¹⁾ Daß auch Rosengarten bei Altdamm höchst wahrscheinlich ein alter Rosgarten gewesen ist, dafür spricht die Nähe der Ortschaft „Stuthof“, die auf dem Terrain der alten, schon im 13. Jahrhundert dem Kloster Kolbacz gehörenden silva Tribus liegt. Ein Rosgart bei Lauenburg zitiert Pyl-

u. ähnl. Bei einigen dieser Ortschaften mag es sich ursprünglich um wirkliche Rosenpflanzungen gehandelt haben, wie bei dem literarisch berühmten Rosengarten von Worms; bei anderen Ortschaften aber bedeuten die Namen entweder Begräbnisplätze oder Zusammenkunftsstellen verliebter Seelen (Grimm: Dt. Wb. VIII 1197 f.) oder neuerdings auch Sommerwirtschaften. Das Wort Rosengarten aber kommt, wie Buch: Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart 1880, 221 ausdrücklich bemerkt, häufig in dem Sinne von Rosgarten vor, wie auch Stuttgart aus Stutengarten entstanden ist.

Lisch hat versucht, den ersten Teil des Wortes Rosengarten aus slaw. roz „auseinander“ zu erklären (Balt. Stud. 24, 251), sodaß Rosengarten „Burgausbreitung, Burgfeld“ bedeute. Auch Pyl (Kloster Eld. 367) denkt an die Ableitung von roz, erklärt den Namen aber als „Zweifstromburg, Zweilaufen“, da Rosengarten an der Stelle liegt, wo der westlich vom Garzer See kommende Preßker Bach sich mit dem von Casnewitz östlich herabfließenden Arm verbindet. Dagegen glaube ich, daß Rosengarten,

Kl. Eldena 366 nach Ketrzynski: Poln. Ortsnamen; leider fehlt der Ort bei Gerlach in Balt. Stud. n. F. 20. — Rosengarten hieß auch eine zum Jagdhaufe des Königs Friedrich Wilhelm I. gehörige Besitzung bei Pasewalk (Hannke: Pom. Skizzen 37). Ob der Rosengarten in Stettin aus dem alten Rosgarten des Göhzen Triglav hervorgegangen ist, mag dahingestellt bleiben. Ein bei Barth gelegener Kreuzweg hieß ehemals Rosensfurt (1256 uia que dicitur Rosenuorde und 1278 a riuulo de Rosenvort fluente usque in Bardeke PWB. II 633, 1106). Eine Ortschaft Rosenhagen (1295 villa Rosenhagen PWB. III 1742) liegt im Kr. Anklam unweit des Kleinen Haffs. Eine antiqua via Rosenhagen wird 1267 urkundlich auf der Insel Uedom angeführt (PWB. II 851). Se ein Rosenhof findet sich in den Kr. Greifenhagen, Püblitz und Bütow, je ein Rosenfelde in den Kr. Greifenhagen, Pyritz, Regenwalde und Bütow. Rosental bei Greifswald ist wahrscheinlich mit Pyl: Kl. Eldena 206 aus slaw. Roz-dol vom Zusammenfluß des Rydz und der Babe-row zu erklären. Der ehemalige Ausbau am Stadtwalde bei Colberg wird wahrscheinlich von Greifswald dorthin übertragen sein, da Greifswald bei der Stadtgründung von Colberg lebhaft beteiligt war. Ein Gut Rosebarch, dessen Zehnten das Kloster Stolp verkaufte, begegnet 1288 im Kr. Anklam (PWB. III 1487). Wie viele und welche von den mit Rosen—zusammengesetzten Ortsnamen auf ursprüngliches „Ros“ zurückgehen, kann nur durch Untersuchung in jedem Einzelfalle festgestellt werden.

welches urkundlich schon im Jahre 1318 als Rosengharde (PUB. V 3234) vorkommt, aus Rosgarten entstanden ist. Die Bewässerung des Rosgartens erfolgte durch den Preseker Bach, der, wie es scheint, vor acht Jahrhunderten noch wasserreicher war als heutzutage. Im 14. und 15. Jahrhundert trieb der Bach eine Wassermühle (1376 zum ersten Male urkundlich erwähnt), die im Reformationszeitalter durch eine Windmühle ersetzt wurde. „Mehrere Pfahlwerke in einem oberhalb des Dorfes belegenen Teiche scheinen den Ort zu bezeichnen, wo die alte Mühle lag.“

Über den Umfang des altslawischen Rosgartens lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Ziemlich sicher scheint es zu sein, daß der Rosgarten sich auch auf das Gebiet des benachbarten Gutes Preseka (Preseka, Proseke Richtung des Waldes oder prêséka Hag) erstreckt, also bis an die Küste des Rügenschcn Boddens gereicht hat. Rosengarten und Preseka haben in ältester geschichtlicher Zeit zum Erbgute der dem Rügenschcn Fürstengeschlechte verwandten Familie Schlawepitz oder Schlaweke gehört, deren einer, namens Tege, in den Jahren 1379—1396 als Tege van dem Rosengarden vorkommt (Klempin und Kratz: Matrikeln 58 ff.). Eine ausführliche Gutsgeschichte von Rosengarten bringt Pyl a. a. O. 366—371. Da sich nördlich und östlich von Rosengarten lauter jüngere Ansiedlungen vorfinden — im Nordwesten nach Klein-Wendorf zu das eingegangene, auf v. Hagenow's Special-Charte noch verzeichnete Neuhof (curia domini Slaweken, campus Slavekini), im Norden Vogelshang und Jungfernstieg, beide unweit Grimwitz, und im Osten in der Richtung auf Altkamp hin Diezshagen (1318 Liszenhagen PUB. V 3234) — so mag das Gebiet auch dieser Siedlungen ehemals zum alten Rosgarten gehört haben.

Erwähnt muß auch werden, daß die Einwohner der Stadt Garz seit alter Zeit gewisse Verpflichtungen nach Rosengarten hin zu erfüllen hatten; so mußten sie in der Ernte dort drei Tage lang Korn binden. Diese Dienste wurden erst im Jahre 1740 durch ein Rekognitionsgeld von jährlich 16 Talern abgelöst (Grümbke I 251, II 152).

Die Volksfage hat sich in Garz und Umgegend ganz besonders geschäftig gezeigt, die Erinnerung an die alte Herrlichkeit des slawischen Heidentums rege zu erhalten. Ein Hauptträger der alten Volksüberlieferung war der alte Weber Natus, der um 1773 geboren war und als 79jähriger Greis dem Dr. Baier in den Jahren 1850—1852 seine Kenntnisse mitteilen konnte. Alle diese Sagen sind von mir in der Abhandlung „Eine altslawische Kultstätte in der rügenschcn Volksfage“ (Zeitschr. des Ver. für Vöde. 1916, 257—277) mitgeteilt worden. Der Hauptteil der Sagen berichtet natürlich von dem Wallberg und von der im Wallberg verzaubert sitzenden Prinzessin, sowie von den Schätzen, die unter dem Wallberg vergraben sind. Andere Sagen handeln vom Nachtjäger, von Zwergen, vom Werwolf, vom Teufel und von Gespenstern. Unter den Zwergsagen ist besonders altertümlich und wichtig die Polyphemfage: der Bürger Sülm hat einen bössartigen Zwerg mit einem Feuerbrand geschlagen, und als die anderen Zwerge ihm zu Hülfe eilen, ruft der Geschlagene: „Sülm dahn! Sülm dahn!“ worauf die anderen antworten:

Ja, sülm dahn is wol gedahn;

För innere Pien hebben wi keenen Fiend!

An Stelle der beiden letzten Worte, die keinen rechten Sinn geben, ist nach einer sehr ansprechenden Vermutung Woffidlos „keen Benyn“ d. i. kein Zauberpest einzusetzen. Aus der Umgegend von Garz ist besonders der Garzer See, das Gut Renz, das Gut Carniz, Kniepow mit seinem Burgwall und der Lange Berg mit Sagen reich bedacht. Da die Stadt Garz — 1319 wird der Ort zum ersten Male urkundlich als Stadt genannt — von jeher außerhalb der großen Landstraßen und Verkehrswege auf Rügen lag, so haben sich die alten Überlieferungen hier besonders rein und unverfälscht erhalten können.

Die Deutung des Namens Charenza hat Schwierigkeiten gemacht. Lisch betrachtet das Wort als zusammengesetzt aus der Präposition sa, tscha (bei) und dem unerklärten Worte Renz; Charenz also „bei Renz“. Rarenz in Mecklenburg (1270 Karniste) leitet Kühnel von krünü „an den Ohren beschnitten“ (westfl.

karn —) her und deutet es als „Nachkommen des Karna“. Weyersdorf will Charenz = korenica vom Stamme korenī radix, stirps herleiten. (Balt. Stud. 24, 241. Meckl. Jahrb. 46, 65. Balt. Stud. 33, 1, 39.) Für die Erklärung des Wortes ist es vielleicht bedeutsam, daß 1314 im Rsp. Gingst ein Ort Charense mit Krug und Fähre genannt wird, ebenso 1318 und Garenze 1319 (PWB. V 2918, 3234, 3308), und daß die Ortschaft Barnitz im Kr. Greifswald 1488 in der Form Charentze begegnet. Für diese Ortsnamen läßt Weyersdorf außer der schon genannten Deutung noch zwei weitere Ableitungen zu: krynica Quelle und karnice Patronymikum des Personennamens Krūna, Karna d. i. der Mißtrauische (Balt. Stud. a. a. O. 32). Eine unanfechtbare und völlig befriedigende Deutung scheint zur Zeit noch zu fehlen.

3. Der Rugard bei Bergen.

In Bergen sind die Spuren des Heidentums naturgemäß stark verwischt. Hier baute Fürst Jaromar I. bald nach der Vernichtung des Heidentums, vermutlich auf einer altslawischen Begräbnisstätte, das erste rügensche Gotteshaus aus Ziegelsteinen und gründete daneben ein Nonnenkloster; Kirche und Kloster wurden 1193, d. i. 25 Jahre nach dem Untergange des Heidentums eingeweiht. Unter dem Schutze des Klosters entstand der Flecken Bergen, der im Reformationszeitalter an 400 Einwohner hatte und im Jahre 1613 von Herzog Philipp Julius mit städtischen Gerechtigkeiten bewidmet wurde. In neuerer Zeit wurde die Stadt der Mittelpunkt eines über die ganze Insel ausgedehnten Straßennetzes und insbesondere Mittelpunkt der rügenschen Eisenbahnen. Alle diese Verhältnisse haben dazu beigetragen, die Reste vorgeschichtlicher Zeiten zu verwischen.

Dennoch blieb der im Nordosten der Stadt auf ragender Höhe gelegene Rugard, ein mächtiger, hoch aufgeschütteter Burgwall mit Vorwall. Der Rugard liegt in der Mitte der Insel Rügen und gewährt infolge seiner hohen Lage einen weiten Ausblick über alle Teile der Insel, von Arkona bis Mönchgut

und von Saknitz bis Hiddensee. Der Sage nach haben die Fürsten von Rügen bis ins 13. Jahrhundert hinein auf dem Rugard ihren Wohnsitz gehabt, und die Ausgrabung vom Jahre 1868, die neben älteren Kulturresten auch solche jüngeren Datums zutage förderte (Balt. Stud. 24, 257 ff.), scheint der Sage Recht zu geben. Daß der Rugard in heidnischer Zeit außerdem einen Götzentempel beherbergt hat, ist nirgends überliefert; wir sind in dieser Beziehung nur auf Vermutungen angewiesen.

Zunächst berechtigt uns nicht nur die Lage des Rugards im Mittelpunkte der Insel, sondern auch die starke Befestigung des Burgwalls zu der Annahme, daß hier ein Götzentempel bestanden hat. Sodann finden wir auf dem Rugard eine wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert errichtete Kapelle (1285 capella in Ruygard, um 1380 Rygharde ecclesia, im 16. Jahrhundert Benefiziengelder de capella in monte Rugarde), die aber nicht, wie Baier will, eine nur für den Fürsten und seine Hofhaltung dienende Burgkapelle war, sondern als Gotteshaus „der Parochie Rugard“ diente, während die 1193 eingeweihte Steinkirche neben dem Kloster anfänglich lediglich Klosterkirche war. Im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde der Mittelpunkt der Parochie nach der Klosterkirche verlegt, und kurz vor 1380 ward die Rugardkapelle auf Betreiben des Klosters abgebrochen (Haas: Beitr. z. Gesch. der Stadt Bergen a. R., Bergen 1893—1895, 9f.). Da wir nun wissen, daß die ersten Gotteshäuser mit Vorliebe an den altheidnischen Kultstätten errichtet wurden, so dürfen wir eine solche auch auf dem Rugard voraussetzen. Weyer vermutet (Meckl. Jahrb. 37, 148) auf dem Rugard eine Kultstätte des Kriegsgottes Rugievit oder des Donnergottes Parkun (Perun). Die letztere Vermutung spricht er mit Rücksicht auf das westlich vom Rugard gelegene Dorf Parchtiz aus, dessen Name 1314 Pargutitze und Parchutitze, 1318 Parketitze, 1319 Parchuticze (PWB. V 2918, 3234, 3308) lautete. Dem Dorfe gegenüber soll früher auch eine Kapelle gelegen haben (Indigena¹) 117). Aber Parchtiz liegt über eine halbe Meile vom Rugard entfernt

1) Pseudonym für Grämbke: Streifzüge durch das Rügenland, 1805.

und ist von diesem außerdem durch den Nonnensee getrennt, der ehemals viel umfangreicher war als heutigen Tages. Beachtenswerter scheint die Vermutung, daß ein Heiligtum des Rugewit auf dem Rugard gestanden habe. Die Vermutung stützt sich auf die Gleichheit der Anfangsilbe in beiden Namen, da Rugard (1258 Rvygart, 1285 Ruygard, 1291 Rugard mit übergeschriebenen v (offenbar durch ein Versehen des Schreibers, da ein y übergeschrieben sein mußte) PWB. II 656, 1354 III 1582) aus Ruygard, Rugigard, d. i. Rügenburg entstanden ist. Noch eine andere Vermutung bietet sich. Nach einer Sage, die Baier im Jahre 1852 aufgezeichnet hat, erschien einem Mädchen auf dem Rugard ein kleiner Mann, der hatte zwei Köpfe, und zwischen beiden saß eine Kugel; der sprach zu ihr: sie solle sich nach sieben Jahren dort nicht wieder blicken lassen; sonst werde es ihr schlecht ergehen. Die Zwerge erscheinen in der rügenschen Volks Sage sonst durchweg einköpfig. Wenn nun hier auf dem Rugard ein Zwerg mit monströser Dreikopfbildung erscheint, so könnte ein solcher wohl darauf hinweisen, daß hier ehemals ein Triglav verehrt wurde.

Ob nun die eine oder die andere Vermutung zutrifft, jedenfalls haben wir — da auch Triglav ein Zernebog war — in der Nähe des Rugards nicht nur einen heiligen Hain, sondern auch eine Pferdezüchterei zu vermuten.

Über die Lage des Haines gibt uns Wackenroder in der um 1708 vollendeten Rügenschen Chronik (Altes und Neues Rügen, 1732, S. 164 f.) erwünschte Auskunft. Er sagt: „Der Ort, wo jezo das Städtlein sich befindet, ist vormahlen ein Hayn-Holz gewesen, mit schönen Büchen und Eich-Bäumen besetzt, da vermuthlich die Heyden ihren Götzen-Dienst und Opfer verrichtet, wozu der aus den Bergen entspringender See, bey welchem Wasser gemeiniglich solche Dinge geschahen, ihnen Anlaß gegeben.“ „Auf dem Kirchhose hat man nach Aussage glaubwürdiger Personen zuweilen irdene Töpfe, mit Aschen angefüllt, angetroffen.“

Wahrscheinlich bestand in slawischer Zeit auch bereits eine Markt- und Gerichtsstätte neben der Tempelburg auf dem Rugard;

sie wird auf demselben Platze gelegen haben, den der jetzige Markt der Stadt Bergen einnimmt. Im Jahre 1250 wird die Stätte als forum principale Montis Ruygae und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als „de olde Richtstede“ der rügenschen Landvögte bezeichnet.

Wo aber lag die Pferdezüchterei? In unmittelbarer Nähe des Rugards, auf der Höhe des vom Rugard gekrönten Bergrückens dürfen wir sie nicht suchen; der ganze Höhenzug und der größte Teil seiner Abhänge bildete bis um das Jahr 1840 eine unfruchtbare Heide, auf der Wacholder und Heidekraut mit Schlehndorn und Wilden Rosen, mit Eichen- und Tannengebüsch abwechselten. Wenn wir aber den ehemaligen Hain, d. i. die heutige Stadt Bergen nach Süden zu durchschreiten, so sind die beiden ersten Ortschaften, die wir hier neben der alten, nach Altesfahr führenden Landstraße antreffen, Klein-Kubbellow und Groß-Kubbellow. Ursprünglich hat es natürlich nur eine Ortschaft des Namens gegeben, und dieses Kubbellow, das von slaw. kohyla Stute abzuleiten und mit Stuterei, Stutenhof zu versehen ist, ist ohne Frage die Stätte der unter dem Schutze des Rugardgötzen stehenden Pferdezüchterei. Die Trennung von Groß- und Klein-Kubbellow ist wahrscheinlich im 14. Jahrhundert erfolgt. In dem Hebungsregister vom Jahre 1314 (PWB. V 2918) steht de Cublicowe IX unci und unmittelbar dahinter de allodio (von dem Vorwerk) III unci; dieses Vorwerk scheint später den Namen Klein-Kubbellow erhalten zu haben. In der Roeskilder Matrikel vom Jahre 1318 heißt der Ort Cubelkow (PWB. V 3234). Dähnert: Pom. Bibl. IV 47 druckt unrichtig Tubelkow und verleitet dadurch Meyersdorf zu der verfehlten Ableitung des Ortsnamens von Tobolka Tasche (Balt. Stud. 33, 1, 17). Homann berichtet uns in seinem Plattb. Wb. (M. S.), daß Kobbel (als slawisches Lehnwort) für Stute im hinterpommerschen Plattdeutsch vorkommt; das Wort war also wohlbekannt und weit verbreitet und begegnet uns auch sonst in zahlreichen pommerschen und mecklenburgischen Ortsnamen¹⁾.

1) Kublant (Kr. Greifenhagen), Kublantshorst (Kr. Randow; Brügge-mann I 234 f.), Kublant (Amt Stargard), Käbelich (Amt Stargard), der See

Die Grenzen der ehemaligen Stuterei zu Kubbellow lassen sich noch mit einiger Sicherheit feststellen. Im Westen von Kubbellow liegt zwischen Groß-Kubbellow, Bühlitz und Platwitz ein ausgedehntes Wiesenterrain, auf v. Hagenows Special-Charte vom Jahre 1829 „die Lance“ genannt. Die Wiese wird früher ein Gewässer gewesen sein und als Pferdetränke und Pferdeshwemme gedient haben. Wenn wir die Lance als Westgrenze des Rosgartens annehmen, so wird das zwischen Klein-Kubbellow und Sehlen gelegene Klosterholz seine Ostgrenze gebildet haben. Im Süden hat sich der Rosgarten vielleicht über die Feldmark des hier angrenzenden Gutes Teschenhagen erstreckt, das, wie der Name andeutet, wohl erst in christlicher Zeit angelegt ist. Nach Norden aber wird der Rosgarten bis an den Fuß des hier ziemlich sanft ansteigenden Berges, d. i. bis an den Rand des ehemaligen Gözshains gereicht haben. Dort liegen zwei kleine Seen: der Rote See, der seinen Namen vom Rötten des Flaches bekommen haben soll und in „Grothürn“ und „Unhürn“ noch zwei sumpfige Fortsetzungen hat, und das tief gelegene Kiebitzmoor. Letzteres führt auch den Namen „Schwarzer See“. Nach einer Volksfage (Jahn Nr. 175) erblickte ein Bauer aus Tilzow eines Abends am Ufer des Schwarzen Sees vier prächtige Rappen, die sich beim Anblicke des Mannes mit Windeseile in den See stürzten und sofort unter seiner Oberfläche verschwanden. Eine andere von Baier 1862 aufgezeichnete Sage berichtet: Als der Bauer Stump einmal

Köbelici gehen auf altsl. kobyla Stute, bez. das davon abgeleitete Deminutiv kobylka zurück, vgl. Monatsbl. 11, 165; Meckl. Jahrb. 46, 63 und 77. Vier weitere Ortsnamen führt Gerlach aus dem Kr. Lauenburg an, Balt. Stud. n. F. 20, 214. Der Brodersdorfer Frieden vom Jahre 1315 nennt unter den von den Sumbischen abzubrechenden Befestigungen auch „die Kobelenbrücke“. Kobelici ist der slawische Name für Marienburg. — Auch der Ortsname „Stuthof“ ist in Pommern verbreitet: Stuthof gibt es im Kr. Randow und Greifenberg (Brüggemann II 1, 402), Stuthof im Kr. Saargig; Stuthagen im Kr. Regenwalde, letzteres wohl identisch mit der Holzung Stuthagen bei Unheim (Brüggemann II 1, 356). Stuthof hieß im 18. Jahrhundert auch eine zu Pritter auf Wollin gehörige Holländerei (Brüggemann I 270). Einen Stuthof legte auch Herzog Kasimir um 1600 in Kasimirsburg an.

abends spät auf dem Rückwege von Stralsund in die Gegend von Teschenhagen kam, dachte er, von Müdigkeit geplagt: Wenn du ein Pferd im Lüder fändest, möchtest du wohl ein Stück reiten! Da — eine Strecke weiter, wo die nach Teschenhagen führenden Weidenbäume anfangen, grast ein aufgeäumtes Pferd hart am Wege. Der Bauer schnell hinauf, und so geht es auch schnell vorwärts. Plötzlich aber merkt er, daß er in der Luft reitet und oben zwischen den Weiden herauskommt. Da ruft er: „Herr Jesus!“ und im Nu liegt er auf der Erde. Es hat ihm nicht geschadet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die beiden Sagen von den heiligen Rossen des Kubbellower Rosgartens handeln. So dient die Volksfage dazu, die Richtigkeit der Deutung des Namens Kubbellow zu bestätigen, und das Vorhandensein des Rosgartens am Fuße des Berges dient dazu, die Annahme des Kultes eines Rugievit oder Triglav auf dem Rugard zu stützen.

Falls für die rügenischen Slawen auch die Verehrung heiliger Steine in Frage kommt, so ist darauf hinzuweisen, daß in dem kleinen, südlich von Bergen gelegenen Gehöft Krakow bis vor hundert Jahren ein gewaltiger Opferstein lag, der über 3 m lang, 1 $\frac{1}{2}$ m breit und fast 1 m hoch und mit einer 5 cm tiefen Rinne versehen war (Haas: Beitr. z. Gesch. der Stadt Bergen 30f.). Der Name Krakow wird von Meyersdorf und Brückner (Balt. Stud. 33, 1, S. 16 und Deutsche Geschbl. 1916, 81) auf Krak Nabe, Zauberer zurückgeführt¹⁾; ist das richtig, so dürfte der Ortsname die Heiligkeit der Stätte bestätigen. Der unterhalb des Rugards liegende Fußstapfenstein, an den zahlreiche Sagen anknüpfen (Haas: Sagen und Erz. aus Bergen a. Rg., Bergen 1917, 9), scheint mit dem ehemaligen slawischen Götzkult auf dem Rugard nicht in Beziehung gestanden zu haben.

In meinen „Beiträgen zur Kenntnis der rüg. Burgwälle“ (Balt. Stud. n. F. 14, 60) habe ich das in das Fundament der St. Marienkirche zu Bergen eingefügte slawische Steinbild als ein

1) Jacob leitet den Ortsnamen von ker, kra, Demin. kerk Strauch, Busch ab (Balt. Stud. 44, 134).

Gözenbild, und zwar als ein unter christlichem Einfluß umgearbeitetes Swantewitbild bezeichnet. Von dieser Annahme bin ich inzwischen zurückgekommen. Auf Grund der Abhandlung von Demetrykiewicz (Altentümliche steinerne Statuen, sog. baby, in Asien und Europa, Krakau 1911) glaube ich jetzt vielmehr, daß das Berger ebenso wie das Altenkirchener Steinbild zu den sogen. Steinbaben gehört, d. i. Denkmälern, die dem 9.—11. nachchristlichen Jahrhundert angehören und die über einen großen Teil Asiens und Osteuropas bis nach Rügen und Württemberg hin verbreitet sind. Die in Asien, im Kaukasus und im südlichen Rußland erhaltenen Steinbaben sind von türkisch-tartarischen Völkern hinterlassen worden; die übrigen stammen von solchen Volksstämmen her, die unter der Beeinflussung türkischer Volksstämme gestanden haben, und dazu haben ohne Zweifel auch die baltischen Slawen gehört, die als Schöpfer der beiden rügenschen Steinbilder anzusehen sind. Ist dieser Ansatz richtig, so ist das Berger Steinbild als Grabstatue, aber nicht als Gözenfigur anzusehen. Die slawischen Gözenbilder auf Rügen bestanden ja auch nach dem übereinstimmenden Zeugnis der mittelalterlichen Quellen aus Holz.

4. Bizamar im Burgwall Jasmund.

Von zwei weiteren slawischen Gözen auf Rügen berichtet uns die Rnytlunga Saga (Balt. Studien I, 59f.): „Ein fünfter Gott hieß Bizamar; er war in einer Stadt mit Namen Nasund; auch er wurde verbrannt. Außerdem war da einer mit Namen Tjarnaglofi, welches ihr Siegesgott war und in den Kampf mit ihnen zog; er hatte einen Knebelbart von Silber. Er hielt sich am längsten, aber doch bekamen sie ihn das dritte Jahr darnach (d. i. im Jahre 1171).“ Die Stadt Nasund ist identisch mit dem in der Mitte der Halbinsel Jasmund gelegenen Burgwall, der ehemals selbst den Namen „Jasmund“ führte und nach dem die Ortschaft Sagard (1250 Zagarde PWB. I 522) d. i. suburbium ihren Namen erhielt. Auf dem Burgwall wurde nach der Zerstörung des Gözentempels von den Dänen 1168 eine

Kapelle erbaut, die 1250 als ecclesia de Yasmund angeführt wird; in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ging die Kapelle ein, da die inzwischen in Sagard aus Backsteinen erbaute Kirche einen besseren Mittelpunkt für die Kirchengemeinde bot. Die unmittelbar neben Sagard gelegene Ortschaft Capelle hat zweifelsohne ihren Namen von der ehemaligen Kapelle im Burgwall erhalten (Balt. Studien n. F. 14, 38ff.).

Der Burgwall wird seit Jahren als Gartenland bestellt und ist dadurch zum Teil abgegraben und entstellt. Um 1780 fand man auf dem Burgwall Mauersteine und Kalkschutt in der Erde. Im Juli 1910 fand ich zwischen den Gemüsebeeten einen größeren prähistorischen Scherben ohne Ornament.

Den Namen Bizamar deutet Beyer (Meckl. Jahr. 37, 158f.) als „Hüter, Beschützer des Friedens“; er erkennt in ihm einen Belbog, der auch als Jasa, Jasen, d. i. der glänzende (sc. Himmels-gott) verehrt worden sei, und darnach sei seine Burg „Jasmund“ und von der Burg wieder die ganze Halbinsel benannt worden. Die Auslegung des Namens Bizamar und seine Deutung als Belbog sind ganz annehmbar; den übrigen Erklärungen kann ich jedoch nicht beipflichten. Jedenfalls scheint es mir verfehlt, den zweiten Teil des Wortes Jasmund mit poln. modle beten und modla Göze, Gözenbild, „vielleicht auch Bethaus“, in Zusammenhang zu bringen. Die Silbe — mund kehrt in zahlreichen pommerischen und außerpommerischen Ortsnamen wieder. Unterhalb der Stadt Bergen liegt ein alter Brunnen, der Gatmund, nach welchem früher der ganze angrenzende Stadtteil „de Gatmund“ (1318 Gatemunde PWB. V 3234) hieß. Ein See und Bruch bei Garz a. D. heißt Gotmund oder Wotmund. Ein ehemaliger See zwischen Friedrichstal und Fiddichow, der infolge der neuen Oberregulierung eingegangen ist, hieß Gódmund. In Mecklenburg im Amte Boizenburg lag die alte Burg Wotmunde oder Gothmann (1214); an der Trave liegt der alte Fischerort Godmund, und ein Dorf im schlesischen Kreise Oppeln heißt Ottmuth. Alle diese Namen werden auf slaw. odmantu, d. i. trübes, aufgewühltes Wasser (voda Wasser) zurückgeführt. Aber es gibt auch andere analog gebildete Ortsnamen. Beyerzdorf (Balt.

Stud. 32, 2, 104) führt den Gau Zirmunti in der Lausitz und Saarmund bei Potsdam an. Auch darf es vielleicht nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Halbinsel Wittow im Munde der einheimischen Fischerbevölkerung oft „Wittmund“ genannt wird; auch dieser Name ist alt, wie Grümble Darst. II 2 beweist. Eine befriedigende Erklärung des Wortes Jasmund kann ich zur Zeit aber noch nicht geben.

In der Nähe des Burgwalles Jasmund lag „als erstes in der Reihe der Katen längs dem Bache“ ein Haus, das von allen öffentlichen Steuern und Lasten frei war, unmittelbar unter der Jurisdiktion des Landvogteigerichtes stand und in älterer Zeit besonderer Gerechtigkeiten und Immunitäten genossen haben soll. (Grümble II 229.) Von dem Hause ging ferner noch vor 80—100 Jahren die Sage, daß es in katholischer Vorzeit Verbrechern als Freistätte gedient habe (Grümble: Dörfersgeschichte MS.); Baiern hörte noch 1847—1850, daß ein Mörder dort für 24 Stunden habe Zuflucht finden können. Grümble will daraus schließen, daß das Haus ehemals die Wohnung eines Geistlichen gewesen sei. Ich glaube vielmehr, daß die Vorrechte dieses Hauses und insbesondere das Asylrecht bis in die heidnische Zeit zurückreichen; in slawischer Zeit dienten die Gözentempel und die heiligen Haine allgemein als Freistätten, und in bezug auf Stettin berichtet Ebbo, daß hier auch die Residenz des Landesherrn, die zusammen mit dem Haupttempel des Triglav auf dem mittleren der drei Burgwälle lag, jedem Flüchtlinge als Asyl diente; ähnliches berichtet Herbord von dem herzoglichen Hause in Wollin. Solch ein Asylrecht wird auch der Bizamartempel gehabt haben, und nach seinem Untergange wird sich dieses Recht, wenn auch vielleicht nur in der Sage, auf das Haus am Burgwall vererbt haben.

Von den Liegenschaften des slawischen Gözentempels gelangte ein Teil an das Nonnenkloster in Bergen. Der päpstliche Bestätigungsbrief vom Jahre 1250 nennt de Zagarde et Babyn et de Yasmund curias cum omnibus pertinentiis earundem, quas idem monasterium, antequam Cisterciensium fratrum instituta suscepit (d. i. vor 1215), possidebat. Von diesen Besitzungen (bona claustrum de Bergen in Zagardia) hatte das

Kloster jährlich sechs Scheffel Bischofsroggen zu entrichten (PUB. V 3234). In dem Verzeichnis der Einkünfte der rügenischen Kirchen (um 1380) heißt es: Zagharde dat monasterio XIV marchas, quo iure nescitur (Dähnert: Pom. Bibl. IV 60). Sonst hatte das Berger Kloster von der Halbinsel Jasmund noch Einkünfte aus Bromisfel, Schaabe, Blieschow und Landen (laut päpstlichen Bestätigungsbriefes vom Jahre 1250). Der Bischof von Roeskilde besaß Liegenschaften und Hebungen in Sagard und Drosowitz und eine Hebung von dem alten Burgwall (Item in Jasmundia, videlicet in Zagardia, ubi sunt quinque unci, et in Droyszavitze, ubi sunt septem unci, dat quilibet uncus II marchas denariorum, et erit summa huius XXIII marche. Item quilibet uncus quatuor pullos. Item ibidem sunt XII koteren, videlicet novem in Zagardia et tres in Droyszavitze, quorum quilibet dat III solidos denn. et erit summa huius II marche cum quatuor solidis denn. Item de fossato dicto Wal in Zagardia VIII solidi denn. Summa huius XXVI marche cum XII solidis denn. Item XLVIII pulli. PUB. V 3234). Alle diese Güter und Hebungen werden ehemals zur Dotation des Bizamartempels gehört haben.

Südlich von Sagard, unfern der Chaussee Sagard—Liezow, liegt der 12 m hohe vorgeschichtliche Grabhügel Dubberworth. An ihn knüpfen zahlreiche Sagen an, und diese Sagen haben einen so ausgesprochen slawischen Charakter, daß es nicht ausgeschlossen erscheint, daß der Dubberworth, der zweifelsohne aus der älteren Bronzezeit stammt, dennoch im Kult des slawischen Gözen eine Rolle gespielt hat.

Am bekanntesten ist die Sage von dem Riesenfräulein, das Erde aus der Stubbnitz holt, um die Föhre bei Liezow zuzuschütten, aber infolge eines Risses in der Schürze die Erde bei Sagard verliert und dadurch den Dubberworth aufhäuft. Eine ähnliche Sage ist in Mecklenburg über die Entstehung des Bülkower Burgwalles bekannt, der von Beyer als ehemalige Tempelburg erkannt ist (Meckl. Jahrb. 32, 67). Eine andere von Baiern im Jahre 1850 aufgezeichnete Sage über den Dubberworth¹⁾ lautet:

1) In Baiern's handschriftl. Nachlaß auf der Univ.-Bibl. in Greifswald. Pomm. Jahrbücher XIX.

In Roosdorf auf Jasmund hauste ehemals der Riese Scharmak. Der beschloß, um seine Geliebte auf Rügen bequemer besuchen zu können, die Diebener Fähr mit Erde zuzuschütten. Die Erde holte er sich aus der Stubbnitz; die Stelle, von wo er sie entnahm, heißt „die Wimergründe“, ein dichtbewachsenes Langtal zwischen der Oberförsterei Werder und dem Baumhaus Hagen. Bei Sagard riß dem Riesen ein Loch in den Sack, und die ausfließende Erde bildete den Dubberworth.

Wossidlo hat mich aufmerksam gemacht, daß ein Riese mit Namen Scharmak (vielleicht mit slaw. czarnu schwarz zusammenhängend) auch in einer böhmischen Sage vorkommt: Die Bürger von Prag untergraben einen alten Wartturm und werfen ihn dem schlafenden Riesen auf den Leib (Bechstein: Mythe, Sage II 109). Die Wimergründe in der Stubbnitz, die auch noch durch eine Visionssage — einem Hirtenmädchen aus Seelitz' erscheint dort ein spukhaftes Gebäude — merkwürdig sind, haben ihre Parallele in dem mecklenburgischen Wimerbarg, einem Burgwall bei Laschendorf unweit Malchow, auf dem ein von den annal. Magd. erwähnter, 1147 zerstörter Göztempel gestanden hat (Meckl. Jahrb. 28, 42 f.).

Auch als Grabmal einer Riesin wird der Dubberworth von der Sage bezeichnet.

Ferner haufen die Zwerge unter dem Grabhügel. Ein Bauer aus Saiser fährt in den Hügel hinein und verkauft den Unterirdischen Getreide. Zwei Knechte aus Vorwerk bekommen von den Zwergen Mittagessen, wofür ihnen der eine in übler Weise dankt. Ein Schuster in Sagard sieht einen Schatz auf dem Dubberworth brennen. Ein Edelmann versucht den Dubberworth abzufahren; das hat ihm aber nicht gelingen wollen, obgleich er sich mit zwölf vierspännigen Wagen an die Arbeit gemacht hat; zuletzt hat ihn eine Stimme aus dem Berge gewarnt, die Arbeit fortzusetzen.

Alle diese Sagen scheinen slawischen Ursprungs zu sein, wie auch der Name des Hügels. F. W. Barthold (Gesch. von Pommern I 580 f.) will den zweiten Teil des Namens auf poln. wor Sack zurückführen, und ähnlich deutet E. Boll (Die Insel

Rügen, Schwerin [1858] 102) den Namen als dupna + wor „Sackberg“, wobei offenbar dupna Sack und wor Berg bedeuten soll. Wäre diese Deutung richtig, so würde sie beweisen, daß die Volkssage, nach der die Erde im Sack herbeigeschafft wurde, in dieser Fassung schon von den Slawen erzählt worden ist, und darauf weisen beide Gelehrte auch ausdrücklich hin. Aber die Deutung „Sackberg“ ist unzutreffend. Wir werden vielmehr den ersten Teil des Wortes auf slaw. dobre, altslaw. dobru, gut, zurückführen und den zweiten Teil mit Boll als wor = gor Berg deuten müssen, so daß das ganze Wort „Gutenberg“ bedeuten würde, ähnlich wie „Dobberphul“ = dobre polje „Gutenfeld“ bedeutet.

Der im Burgwall Jasmund verehrte Bizamar ist ein Belbog, ein weißer, gütiger Gott gewesen. Statt des Namens Belbog kommt auch der Name Dobrebog d. i. der gute Gott vor (Meckl. Jahrb. 37, 117). Sollte darnach der Grabhügel seine Benennung erhalten haben?

5. Tjarnaglofi in der Herthaburg.

Der zweite von der Rnytlunga Saga (s. oben S. 7) überlieferte Götze ist Tjarnaglofi, d. i. der Schwarzköpfige. Als Siegesgott war er natürlich ein Zernebog. Von seinem Äußeren erfahren wir nur, daß er einen silbernen Knebelbart trug; er war also wahrscheinlich als Greis gedacht und dargestellt. Ob er einen Kopf oder mehrere Köpfe gehabt hat, ist nicht überliefert; die Namensform spricht dafür, daß er, wie die meisten anderen rügenschen Götzen, mehrköpfig dargestellt war.

Sein Heiligtum lag an einer allen Rügenbesuchern wohlbekannten Stelle, nämlich in dem in der Stubbenkammer, unweit des Königsstuhls gelegenen Burgwall, der seit ungefähr hundert Jahren den Namen Herthaburg führt; unmittelbar neben diesem Burgwall liegt der Herthasee, der früher der Borgsee oder der Schwarze See genannt wurde. Die Gründe für die Lokalisierung des Tjarnaglofi in der Herthaburg habe ich Balt. Stud. n. F. 14, 41 ff. und Stubbenkammer, Sagen a. Rg. 1914, 60 ff.

weiter ausgeführt. Der heilige Hain des Gözen lag natürlich in unmittelbarer Nähe der Tempelburg und hat sich wohl bis zum Westrande der nördlichen Stubbnitz erstreckt, während im Norden und Osten die Meeresküste die natürliche Grenze bildete. Wo der dem Tjarnaglofi heilige Rossgarten zu suchen ist, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Schon Beyer hat (Meckl. Jahrb. 37, 130) darauf hingewiesen: Etwa eine Viertelmeile westlich von der Herthaburg liegt der wiesenreiche Hof Schwierenz, ein Name, der in der alten slawischen Form Zwiriniza gedeutet haben wird; das aber ist die ursprüngliche Benennung der mecklenburgischen Rosshöhe, die sich dort meist in den Namen „Schwerin“ umgewandelt hat.

Wie weit sich der Bezirk des heiligen Rosshöfchens ausgedehnt hat, läßt sich schwer sagen. Das Gebiet der jetzigen Ortschaft Schwierenz ist viel zu klein für eine solche heilige Anlage; es muß sich weiter nach W. oder nach NW. oder nach SW. erstrecken haben. Grumbke (Darst. II 72) sagt, daß Ranzow eigentlich Schwierenz heiße. Die Bemerkung ist auffallend, da Ranzow bereits 1314 und 1318 (1314 Ransowe, 1318 Rantzowe P.W. V 2918, 3234) als selbständiges größeres Gut angeführt wird; auch findet sich in Grumbkes Dörfergeschichte (MS.) nichts von einer solchen Identität des Gutes Ranzow mit Schwierenz. Immerhin mag eine Wahrheit in der Grumbkeschen Bemerkung stecken: möglicherweise hat er den Namen Ranzow mit der zweiten Hälfte des Namens Schwierenz zusammenbringen wollen, wie auch Risch Ranz mit Charenz („Die Burg bei Ranz“) zusammengebracht hat (Balt. Stud. 24, 252). Die Namen der übrigen im Umkreise um Schwierenz gelegenen Ortschaften Krimitz, Lohme (früher Salokitze), Salsitz, Lubitz (eingegangene Ortschaft zwischen Krimitz und Salsitz; vgl. von Hagenowsche Special-Charte vom Jahre 1829) und Nipmerow scheinen für den ehemaligen heiligen Charakter dieses Bezirkes nichts auszugeben; und doch hat das heilige Rosshöfchen vielleicht bis zu der durch die Ortschaften Nipmerow, Salsitz und Lohme gebildeten Linie als Westgrenze gereicht; als Nordgrenze diente die Küste, als Ost- und Südgrenze der Wald von Stubbnitz.

Die Volksagen, die an die ehemalige Tempelburg des Tjarnaglofi anknüpfen, sind reich an Zahl und Mannigfaltigkeit und tragen einen ausgesprochen slawischen Charakter.

Abgesehen von den Herthasagen, die verhältnismäßig jung sind und größtenteils den Stempel künstlicher Erfindung zeigen, meldet die Sage von einem alten Heidengotte, der hier seinen Tempel gehabt und sich an Menschenopfern erfreut habe, von dem Teufel, der hier angebetet wurde und in dessen Dienst eine Jungfrau unterhalten wurde, von der weißen Frau, die in mond hellen Nächten oder in der Osternacht am Ufer des Herthasees erscheint. Im Herthasee aber wohnt der Nickel, ein Wassergeist, der nicht dulden will, daß der See mit Rähnen befahren und abgefischt wird; als ein Fischer trotzdem einst sein Boot auf den See brachte, fand er es am nächsten Tage oben auf einer hohen Buche wieder, und als er verwundert ausrief: Wer von allen Teufeln hat den Kahn dort hinaufgeschafft? antwortete eine Stimme: Das haben nicht alle Teufel getan, sondern ich nebst meinem Bruder Nickel. Diese Sage ist schon aus dem Jahre 1616 von Klüver überliefert und findet sich auch bei Mikrälius, Wackenroder, Schwarz u. a. Alttertümlichen Charakter trägt auch die Sage von den bewaffneten Männern, die tief unten im Burgwall einen todesähnlichen Schlaf halten; zu ihnen kam einst ein Bauer mit einem Fuder Hafer, den sie ihm abkauften zum Unterhalt für die gleichfalls in der Tiefe des Burgwalls weilenden Pferde. Daß dieser Bauer gerade aus Schwierenz stammt, ist nach den obigen Ausführungen über die Örtlichkeit des Rosshöfchens gewiß nicht Zufall. Auch der Seeräuber Störtebecker wird in der Herthaburg lokalisiert. Die Sagen, die an den Opferstein und den Fußstapfenstein anknüpfen, sind jetzt zwar meist mit der Hertha in Beziehung gesetzt, sie enthalten aber manche Züge, die alt sind und aus slawischer Zeit herkommen mögen. Jedenfalls ist es wohl zu beachten, daß wir auch hier wieder in der Nähe der Tempelburg Steine haben, die Spuren der Bearbeitung an sich tragen und die von der Sage verherrlicht sind, Haas: Rüg. Sagen IV. Aufl. Nr. 84 f. und Haas: Stubbenkammer, Saffnitz a. Rüg. 1914, 62 ff.

Ob auch die an die nahe gelegene Stubbenkammer anknüpfenden Sagen mit dem ehemaligen slawischen Götzenkult in der Herthaburg in Beziehung gestanden haben, möchte ich hier nicht weiter erörtern. Nur kurz erwähnen möchte ich, daß die Sagen von der unterirdischen Höhle, von dem herabgelassenen Verbrecher und von der Schwarzen Frau durchaus slawischen Ursprungs zu sein scheinen.

Der Name des Götzen Tjarnaglofi = czerna glowa fehlt in dem festländischen Pommern noch an zwei Stellen wieder, in dem Dorwerk Jarneffa (Kr. Grimmen) und in dem Dorf Zarn-glass (Kr. Cammin). Es ist zu vermuten, daß auch an diesen beiden Orten Kultstätten desselben Götzen gelegen haben.

6. Der Schwarze See in der Granitz.

Eine annähernd ebenso große Waldung wie die Stubbnitz ist die Granitz, die gleichfalls an der Ostküste Rügens, aber auf dem Hauptteile der Insel liegt. Mehrere Ortsnamen, wie Bläse, Jahnberg, Hannehau und Rognick finden sich in beiden Waldungen in gleicher Weise vor; vor allem aber gibt es auch in der Granitz einen Schwarzen See, der wie der Herthasee mitten im Walde gelegen und von einem Kranz von Hügeln umgeben ist. Die Ähnlichkeit mit dem Herthasee wäre noch größer, wenn sich herausstellte, daß am Ufer des Schwarzen Sees ein Burgwall liegt oder ehemals gelegen hat, was durch eine örtliche Untersuchung festzustellen wäre; aber selbst für den Fall, daß ein Burgwall in unmittelbarer Nähe des Sees nicht aufzufinden sein sollte, könnte man immer noch mit dem einen oder anderen der drei Burgwälle rechnen, die am Ufer in 1—2 km Entfernung vom See gelegen haben und bis auf den Rest eines Burgwalls neuerdings durch Uferabstürze vernichtet sind. Vgl. Balt. Stud. n. F. 20, 14 ff.

Das Waldrevier der Granitz ist sehr sagenreich. Außer Spuk-, Schatz- und Tier sagen gibt es hier besonders Zwergsagen, die mit dem Gelände eng verwachsen zu sein scheinen, und Sagen vom Nachtläger, der an mehreren Stellen des Waldes sein Wesen

treibt. Am auffallendsten aber sind die Sagen, die an den Schwarzen See knüpfen. In diesen See ist ein Schloß oder nach anderer Überlieferung eine Kirche mit drei Glocken oder ein ganzes Kirchdorf versunken. In dem See lebt ein Hecht mit eingewachsener Krone und ein weißer Aal von übernatürlicher Größe. Am wichtigsten aber ist es, daß die uns vom Herthasee schon bekannte Sage vom „Rahn auf dem Baum“ auch hier am Schwarzen See in der Granitz wiederkehrt. Die Antwort, die der erstaunte Fischer am Schwarzen See erhält, ist in mehreren Variationen überliefert: Jäk tog un min Broder Tiedt schof. . . . Broder Tiek . . . Jäk un min Broder Dick hebben dat dahn . . . Jäk un min Broder Jt.

Auf Grund dieser Sagen habe ich schon in meiner Abhandlung über die Granitz die Vermutung ausgesprochen, daß sich am Schwarzen See einst eine heidnische Kultstätte befunden habe; ob es eine slawische oder vorslawische Kultstätte gewesen sei, darüber wagte ich mich damals nicht zu äußern; die Sagen von dem Aal scheinen auf einen germanischen Unterweltsmythos hinzuweisen. Nichts desto weniger glaube ich jetzt, daß es sich um eine slawische Kultstätte handelt. Dafür spricht einmal die Ähnlichkeit der örtlichen Verhältnisse am Herthasee, sodann die Wiederkehr der Sage vom Rahn auf dem Baum und endlich — und das ist für mich das ausschlaggebende Argument — das Vorhandensein einer Örtlichkeit, die auf eine ehemalige Roßzucht hinweist.

Wie Schwierenz am Westrande der Stubbnitz als ehemaliger Roßgarten des Tjarnaglofi gedient hat, so findet sich am Westrande der Granitz, etwa in gleicher Höhe mit dem Schwarzen See liegend, die Örtlichkeit Wirnis, „ein kleiner Busch und ein Söll (Wasserloch) südöstlich von Serams“ (Balt. Stud. n. F. 20, 47). Der Name der Örtlichkeit lautet auch Wirnisch, wie eine neuere Auskunft lautet, und haftet an einer 1¼ Morgen großen Wiese, die mit etwas Buschwerk bewachsen ist; sie liegt sö. von Serams und n. von Alt-Süllitz. In diesem Namen glaube ich das slawische Zwerinice wiederzuerkennen, und wenn dem so ist, so haben wir hier eine ehemalige Roßzucht wiedergefunden, die

nur zu dem Heiligtum am Schwarzen See gehört haben kann. Das Ausfallen des Z-, bez. S-lautes im Anfange des Wortes braucht nicht aufzufallen; es hat seine Parallele in dem Ortsnamen Wantewitz (siehe oben S. 17/18), der offenbar für Swantewitz steht. Für den vorauszusetzenden ursprünglichen Ortsnamen Zwirnis haben wir aber Parallelen in Zwirnis (Kr. Belgard), Bach Swirniża zwischen Repchow und Eventhin (Kr. Köslin und Schlawe; vgl. Monatsbl. VI 108, 110), Zwirinac (Dorf in Dalmatien). u. a.

Vielleicht steht auch der schwer deutbare Name der schon genannten Ortschaft Serams mit der Kultstätte in Verbindung. Der Name des Ortes lautet 1318 Gramsitz, 1320 Zrambsitz (PUB. V 3234, 3388), später auch Trambesitz, Tramsitz und Trampsitz. In den zuletzt genannten Formen läßt sich der Name möglicherweise zurückführen auf trambicz Hornbläser (von tramba Horn, Posaune). Vielleicht sind die bei dem heidnischen Götzkult tätigen Hornbläser hier angefaßt gewesen. Auch im Rsp. Pabiz auf Rügen begegnet uns im Jahre 1318 eine Ortschaft Trambitz (PUB. V 3234), die später Tramwitz und Dramwitz genannt worden ist. Daß aber Hornbläser zum slawischen Götzkult gehört haben, ergibt sich deutlich aus Herbord, der (vita Ottonis II 32) berichtet, daß im Triglavtempel zu Stettin neben anderen heiligen Geräten auch Blashörner (cornua cantibus apta) aufbewahrt wurden¹⁾.

Klöden vermutet (Märk. Forsch. III 244), daß auf dem in der Nähe des Schwarzen Sees gelegenen Schanzenberg ein Triglavtempel gestanden habe; „denn Triglavs Tempel wurden immer auf Bergen erbaut“. Weitere Gründe führt er für seine Vermutung nicht an.

7. Der Sappin bei Putbus.

In der Nähe von Putbus, unweit der Försterei Ketelshagen befindet sich eine ca. 10 Rom. Morgen große Wiese mit Namen

1) Ähnlich wird die eingegangene Ortschaft Bambiż (1219 Bambic, 1241 Bambik PUB. I 196, 337) im Kr. Grimmen als „Ortschaft des Bamba“, vom Stamme bamb Pauke hergeleitet. Balt. Stud. 32, 2 Anlage 71.

Sappin oder Serpin; an ihrer Stelle lag bis zum Jahre 1848 ein fischreicher, von Sumpf und Moor umgebener See, der damals abgelassen wurde. Am westlichen Rande der Wiese haben sich die Reste eines ehemaligen Burgwalles erhalten, den ich Balt. Stud. n. F. 14, 63 ff. beschrieben habe. Zu den ebendort mitgeteilten Volkssagen, die an die Ortschaft knüpfen, kommen noch mehrere andere Sagen, die mir inzwischen aus Baiers Nachlaß bekannt geworden sind. Diejenigen Sagen, die die Schicksale des im See versunkenen Schlosses mit der Geschichte des Hauses Putbus verknüpfen, versetzen uns in den letzten Teil der vorgehichtlichen Zeit, allenfalls noch in die früheste geschichtliche Zeit. Andere Sagen, wie die vom Erdgeist oder Wassergeist Balder, weisen uns in die vorgehichtlich-heidnischen Zeiten zurück.

Die Sagen von dem Strick oder der Kette, vermitteltst deren das in die Tiefe versunkene Schloß wieder an die Oberfläche gezogen werden kann, bezeichnen einen sehr alten Sagenzug, der aus Unterweltsvorstellungen entsprungen zu sein scheint. Demselben Gedankengang gehört auch die Sage von der goldenen Wiege an, die eines Tages aus der Tiefe des Sumpfes an die Oberfläche kam und dort von einem Arbeiter mit Namen Behrens gefunden wurde. Zwei Sagen aber müssen unser Interesse in ganz besonderer Weise in Anspruch nehmen: die Sage von dem versunkenen Schloß und den vergessenen Handschuhen, die auf einem schwimmenden Stuhl wiedergefunden werden, und die Sage von dem Rahn auf dem Baum. Die erstere von diesen beiden Sagen ist in ganz ähnlicher Fassung auch am Schwarzen See in der Granitz lokalisiert (Haas: Rüg. Sagen, IV. Aufl. 133 und Balt. Stud. n. F. 14, 67 f.), und die Sage vom Rahn auf dem Baum findet sich sowohl am Schwarzen See, als auch am Herthasee wieder (vgl. oben S. 39 u. 37).

Vom Sappin lautet die Sage in der von Baier im Jahre 1852 aufgezeichneten Fassung folgendermaßen: Fischer Gr. aus Stralsund will einmal auf dem Sappiner See fischen. Als er hinkommt, ist sein Rahn nebst dem ganzen Fischergerät verschwunden. Er sucht darnach, und wie er sich umschaut, erblickt er Rahn und Fischergerät hoch oben in einem Eichbaum. Da spricht er:

„Welche alle Teufel haben dies getan?“ Eine Stimme antwortet: „Das haben nicht alle Teufel getan, das haben ich und mein Bruder . . . getan!“ Nun wurde die Eiche abgehauen und der Kahn wieder auf den See gebracht. Kaum war das geschehen, so schießt der Kahn, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, hinüber ans andere Ufer.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, am Herthasee und am Schwarzen See slawische Kultstätten gelegen haben, so dürfte bei der Ähnlichkeit der an die betreffenden Ortschaften anknüpfenden Volksjagen die Vermutung berechtigt erscheinen, daß sich auch im Burgwall am Sappin eine solche Kultstätte befunden hat.

Neben dem Burgwall stand bis um das Jahr 1850 „ein hoher Stein“, auf dem angeblich die Gestalt eines Ritters roh ausgehauen sein sollte. Frau Pastor Pistorius berichtet darüber (Balt. Stud. 14, 1, 127 f.): „Der Stein ist von dunkler Farbe; aber auf seiner Oberfläche erscheinen viele erhaben vorstehende, weiße, teils breitere, teils schmälere Streifen. Wahrscheinlich sind es Quarzadern, die unverwittert stehen blieben, während die übrige dunklere Oberfläche des Steines allmählich durch Verwitterung abnahm“. Kurz vor 1850 machte der Zeichenlehrer Kuhn in Putbus eine Zeichnung von dem Steine und übersandte sie der Gesellschaft für Pom. Geschichte und Altertumskunde in Stettin; leider aber findet sich die Zeichnung in den Akten der Gesellschaft nicht mehr vor. — Im Juni 1852 besichtigte Baier den Stein. Er fand ihn, wie er in seinem Nachlaß angibt, „am Anfange des Walles, wo dieser in die Wiese ausmündet, auf der Seite nach Putbus zu“ vor. „Aber er ist nicht hoch, sondern ragt kaum einen Fuß über den Erdboden hervor; er ist eben seiner Gestalt nach nichts als ein gewöhnlicher mäßiger Feldstein. Eine menschliche Gestalt konnte ich mit Ausbieten aller Phantasie nicht darauf erkennen. Die Vermutung, daß die erhaben vorstehenden Streifen Quarzadern seien, ist unzweifelhafte Gewißheit. Mein Führer sagte mir allerdings, daß der Stein auch ein Verhältnis zum alten Schloß Serpin habe, konnte jedoch nichts Genaueres darüber angeben.“

Noch ein anderer Stein befand sich bis um 1850 in der

Nähe des Burgwalles; der schien bis zur Hälfte wie mit einem Hiebe gespalten zu sein (Balt. Stud. 14, 1, 128). Auch dieser Stein stand, wie Baier von seinem Führer hörte, in Beziehung zu dem Schlosse Serpin. Aber der Führer mußte die Lage des Steines nicht anzugeben.

8. Baabe.

Es ist eine bekannte, oft hervorgehobene Tatsache, daß die Slawen es liebten, Ortschaften nach den in diesen verehrten Götzen zu benennen, so Smantewitz auf Wittow nach dem Swantewit (oben S. 13), Zarnekla und Zarnglaff nach dem Czernaglowy oder Tjarnaglofi (S. 38), Brohn bei Stralsund nach dem Perun, das ehemalige Kloster Belbuck bei Treptow a. N. nach dem Belbog, das Dorf Trieglaff (Kr. Greifenberg) nach dem Triglav, Schwantewitz (Kr. Cammin) nach dem Swantewit, Pustchow (1312 Pustecowe PWB. V 2711) nach dem Putscätus oder Pustantiz, Wischowberg im Kr. Saazig und Wislow im Kr. Greifenberg (Temme 186) nach dem Götzen Wislow (?). Ähnlich verhält es sich im benachbarten Mecklenburg, wo Ortsnamen wie Goderac, Vitlütbe, Parchim, Rethra, Jasenitz u. a. von entsprechenden Götzenamen hergeleitet werden (Meckl. Jahrb. 28, 40 ff.). Klöden hat (Märk. Forsch. III 193 ff.) einige siebenzig pommerische Ortsnamen von entsprechenden slawischen Götzenamen abzuleiten gesucht.

So sind auch die beiden rügenischen Ortsnamen Baabe und Bobbin in den Verdacht gekommen, nach der slawischen Göttin Baba benannt worden und ehemalige Kultstätten dieser Gottheit gewesen zu sein. Baba, ursprünglich „die Gebärende des Alls, das mythische Princip der Weltbildung“, zeigt sich in der slawischen Volksüberlieferung als ein göttliches Wesen, das in dualistischer Erscheinung bald als böartige Hexe, bald als gütige Wegweiserin auftritt. In ersterer Eigenschaft jagt sie auf feuerschnaubenden Rossen einher oder eilt, mit Siebenmeilenstiefeln angetan, dahin; sie fängt sich kleine Kinder, schlachtet und brät sie, um sie nachher zu verzehren. In der zweiten Eigenschaft ist die Baba die gütige Fee, die dem Menschen manche Wohltaten erweist, die dem Verirrten zu Hülfe eilt und ihm den richtigen

Weg zeigt. Bei den Russen ist sie als Baba Jaga und bei den Bulgaren als Baba Scherka bekannt. Die letzteren wenden allerlei abergläubische Mittel an, um sich vor den bösen Einflüssen der Baba zu schützen.

Da nun aber baba auch die Alte, die Greisin bedeuten kann, so ist es zunächst fraglich, ob die Ortsnamen Baabe, Bobbin und ähnliche nicht vielmehr auf dieses Substantiv zurückzuführen sind, wie denn auch Beyersdorf Baabe als Altweiberort gedeutet und Bobbin auf Baba d. i. Alte zurückgeführt hat (Balt. Stud. 32, 2, 107 und 114). Nur wenn wir in den Orts- und Flurnamen, sowie in der mündlichen Volksüberlieferung weitere Spuren von ehemaligen Kulte vorfinden, werden wir berechtigt sein, die Zurückführung der hier in Frage kommenden Ortsnamen auf die Baba, die „Goldene Alte“, zu billigen (Meckl. Jahrb. 28, 41).

Baabe, das im Volksmunde Baam' gesprochen wird, wird auf der Lubinschen Karte vom Jahre 1610—1618 Thor Baben, bei Wackenroder 220 Pabest, bei Fabarius 163¹⁾ Bate, Bave und sonst auch Babo, Babe geschrieben. Es liegt zwischen dem Badeorte Sellin und der Domäne Philippshagen auf Mönchgut. Im Mittelalter gehörte es nebst der ringsum befindlichen Heide (1252 mirica que adiacet) dem Kloster Eldena, das 1252 (bez. 1276, 1290, 1295) den nördlichen und 1360 den südlichen Teil der Halbinsel Mönchgut als Eigentum erwarb (PUB. I 551 II 1031 III 1709, 1710). Als Ortschaft ist Baabe von jeher klein und unbedeutend gewesen: nach Fabarius bestand der Ort aus einem Bauernwesen und zwei Einliegerkaten, um das Jahr 1835 aus einem Hof und vier Häuslerwohnungen. Die Einwohnerzahl gibt Dähnert für das Jahr 1767 auf 38 an. Seit etwa 25 Jahren wird Baabe auch als Badeort aufgesucht und hat sich dadurch gerade in neuester Zeit nicht unerheblich vergrößert.

Baabe besitzt außer einigen Hünengräbern zwei Altertümer, die aus vorgeschichtlicher Zeit stammen, den sog. Mönchsgraben und den Ritterstein. Mit dem letzteren Namen bezeichnet man einen fargdeckelähnlichen großen Steinblock aus rotem Granit, der

1) Nötige Erklärung des alten und neuen Nügens, Greißwald und Stralsund 1737.

3 m lang, 1¹/₂ m breit und 1 m hoch ist. Er liegt im sumpfigen Gelände, etwa 100 m südlich vom Mönchsgraben und 9 Schritte vom Ostufer des Selliner Sees entfernt. Etwas weiter östlich davon liegt ein zweiter etwas kleinerer Granitblock. Unter diesen Steinen soll der sogenannte schwarze Ritter begraben liegen, der einst zur Zeit der Einwanderung der Deutschen im 13. Jahrhundert die Halbinsel Mönchgut zu erobern versuchte; neben dem schwarzen Ritter liegt sein Roß begraben. Nach einer anderen Überlieferung soll unter dem größeren Stein ein in einem Schwedenkriege gefallener Ritter und sein Pferd begraben liegen. Grabkisten scheinen sich nicht unter den Steinen zu befinden, da man das unterhalb der Steine befindliche, weiche Gelände mit dem Stock ziemlich tief durchstechen kann.

Der Mönchsgraben ist ein vorgeschichtliches Befestigungswerk, das sich in der Richtung von Osten nach Westen, vom Außenstrande bis an das Ostufer des Selliner Sees erstreckt. Es besteht aus Wall und Graben und scheint eins der altslawischen Landwehre zu sein, wie ein solches auch noch auf der Halbinsel Thiesow (Schmale Heide) erhalten ist, während ein drittes nicht mehr erhaltenes Landwehr im Jahre 1136 quer über die Schaabe angelegt wurde. Der Mönchsgraben wird urkundlich 1276 als vetus fossatum und 1295 als Landwere bezeichnet. Er bildete die Nordgrenze des dem Kloster Eldena gehörigen Besitztums auf Mönchgut; zugleich bildete er aber auch die Nordgrenze des Dorfes Baabe, und da dieses auch nach Osten hin in der Meeresküste, nach Westen hin in dem Selliner See nebst der Baaber Bäk und nach Süden hin in dem ansteigenden Gelände des von Osten nach Westen streichenden Reddewitzer Höhenzuges natürliche Grenzen hat, so ist das Gebiet des Dorfes fast inselartig von seiner Umgebung abgeschlossen.

Am Mönchsgraben ist eine Volksfage lokalisiert, die von einem gespenstischen Reiter mit einem Hunde berichtet. Der Reiter trägt Uniform und sieht wie ein alter Major oder Wachmeister aus; das Pferd ist ganz mit Schaum bedeckt, sein Riemenzeug glitzert und glänzt, wie mit Silber beschlagen, und die Steigbügel scheinen von Gold zu sein. Wer dem Pferde den Schaum

abmischt, hat einen Haufen Gold- und Silbergeld. Der Reiter erscheint nur am Mönchsgraben und an der den Mönchsgraben kreuzenden Landstraße; bei den Hünengräbern verschwindet er (Balt. Stud. n. F. 20, 57). Wossidlo, der vorzügliche Kenner der einheimischen Volksüberlieferung, äußerte sich bezüglich dieser Sage, daß in dem nächtlichen Reiter am Mönchsgraben der slawische Göze zu erkennen sei, der hier nächtlicher Weile die Grenze seines Gebietes abreite.

Wenig nördlich vom Mönchsgraben, nach dem Außenstrande zu liegt der bis zur halben Höhe mit Tannen bewachsene Blockberg, auf dem sich die Hexen aus der ganzen Umgegend in der Wollbrechtsnacht versammeln, um ihre ausgelassenen Feiern abzuhalten (Balt. Stud. n. F. 20, 28 und 63). Blockberge und Hexenversammlungen finden sich hauptsächlich in der Nähe ehemaliger Kultstätten.

Von sonstigen Flurnamen ist noch de Russ zu nennen, womit das südlich der Hasen-Gastwirtschaft gelegene Gelände bezeichnet wird.

Altertümer und Sagen sind also in Baabe vorhanden; sie lassen uns zwar nicht deutlich erkennen, aber doch ahnen, daß hier in slawischer Zeit eine Kultstätte gelegen hat. Beweiskräftiger sind die Spuren bei dem namensgleichen Bobbin.

9. Bobbin.

Der Name Bobbin, der 1250 Babyn, 1318 Babyn (PUB. I 522 V 3234), später Babin und erst seit dem 17. Jahrhundert Bobbin lautet, geht auf denselben Stamm zurück wie Baabe und läßt vermuten, daß hier eine Kultstätte gelegen hat.

Zunächst ist es wichtig, daß die Kirche zu Bobbin, die zu den bestdotierten Kirchen¹⁾ der Insel gehört, schon seit sehr alter Zeit eine Abgabe an das Nonnenkloster zu Bergen zu entrichten

1) Der Sage nach sind die rügenschen Pfarren deshalb so reich dotiert, weil sie bei Einführung des Christentums mit den Einnahmen und Nutzungen ausgestattet wurden, die vorher die heidnischen Priester bezogen hatten. Balt. Stud. 2, 1 S. 57.

hatte; diese Abgabe stammt nach dem Wortlaute der päpstlichen Bestätigungsurkunde vom Jahre 1250 (PUB. I 522) aus der Zeit vor dem Jahre 1215 und betrug jährlich 10 Mark. In der Roeskilder Matrifel heißt es von dieser Abgabe: Babin dat monasterio monialium X marchas, quo iure nescitur (Dähnert: Pom. Bibl. IV 60). In der Zeit der Kirchenreformation wurde die Abgabe auf 5 Mark herab- und später auf 40 Schilling festgesetzt. Es liegt nahe, bei dieser bis in die früheste christliche Zeit zurückreichenden Abgabe an eine ehemalige Göztempel-Donation zu denken.

Die Orts- und Flurnamen in und bei Bobbin sind zum Teil sehr altertümlich. Nordöstlich von dem Dorfe liegt der Babelon-Berg, dessen Name offenbar auf dasselbe Stammwort zurückgeht wie der Name Bobbin. Südlich von dem Dorf liegen der Tempelberg und der Galgenberg, der erstere östlich und der letztere westlich der Chaussee Sagard-Bobbin. Unmittelbar westlich neben dem Dorfe liegt der Hellberg, zwei Kilometer nördlich davon der Hüllberg. Hüllberge und Hüllwege weisen immer auf das frühere Vorhandensein von Totenkultstätten hin. Zwischen Bobbin und dem durch seinen Opferstein und sein umfangreiches Gräberfeld, die sogen. Fürstengräber, bekannten Dorfe Quoltitz liegt der Kirchberg. Nördlich von Bobbin lag auch die gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingegangene Ortschaft Swent, Swente oder Schwent, die zuletzt aus zwei zur Herrschaft Spyker gehörigen Kossatenhöfen bestand; Swent soll die Heimat des Seeräubers Göd Micheel gewesen sein. Noch weiter nördlich liegt an der Küste zwischen Ruschowik und Roesdorf die Uferpartie Swentekahs, ein Name, der vielleicht als „heiliger Stein“ zu deuten ist. — Nordöstlich von Bobbin, an der alten Landstraße Nardewik-Nipmerow liegt der sogenannte Ryswiner Opferstein, ein Killenstein von 2,20 × 1,10 × 1,10 m Größe; er ist benannt nach dem vor etwa 50 Jahren abgebrannten und nicht wieder aufgebauten Schulhause Ryswin. Die Anhöhe, auf der der Stein liegt, heißt Sündenbergr; dieser scheinbar deutsche Name ist höchst wahrscheinlich von slaw. sandu Gericht, Urteil abzuleiten, wie auch Gerlach den zu Neuendorf

(Kr. Lauenburg) gelegenen „Sünderberg“ als Gerichtsberg deutet (Balt. Stud. n. F. 20, 145 und 186); dann würde der Sünderberg¹⁾ auf einen Kult des Prove-Perun hinweisen. — Ein Nebenarm des nördlich von Bobbin fließenden Balderecker Baches ist die Biffemitz, auch der Blutbach genannt; er „rieselt durch eine dunkle romantische Uferschlucht zum Ostseestrande hinab“ (Grümbke: Darst. I 64). Der Name Biffemitz geht vielleicht auf slaw. bizü (böhm. bez) Holunder zurück. Auch daran mag erinnert werden, daß das sagenumwobene Schloß Spnyter (Monatsbl. 1914, 177 ff.) in der Nähe von Bobbin gelegen ist.

Von besonderer Wichtigkeit aber ist es, daß sich 200 m nördlich von dem Dorfe Bobbin ein umfangreiches Wiesenterrain befindet, das die Kontopwiese (nach dem Meßtischblatt 260—261 Quontop-Wiese) genannt wird. Sie wird in östlicher Richtung entwässert durch den Dalmeritzer Bach, der nach der gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingegangenen Ortschaft Dalmeritz benannt worden ist; früher hieß der Bach der Linchower Bach, und so ist er noch auf der v. Hagenowschen Karte vom Jahre 1829 bezeichnet. Die Kontopwiese muß, wie der Name beweist, vor 7—8 Jahrhunderten noch einen See gebildet haben, der als Pferdeschwemme benutzt werden konnte. Nun ist es ja richtig, daß schließlich jeder Dorsteich als Pferdeschwemme dienen kann; aber wenn ein solcher zugleich auch den Kühen als Tränke, den Schweinen als Suhle, den Gänsen und Enten als Tummelplatz, und vielleicht sonst noch zum Ertränken junger Katzen und Hunde dient, so ist er eben darum noch lange kein Kontop. Die Kontopwiese bei Bobbin erinnert uns an die Meeresbucht auf Wittow, in der die heiligen Rosse des Swantevit zur Schwemme geritten wurden. Solche heiligen Rosse werden auch hier bei Bobbin in dem ehemaligen See gebadet und diesem den Namen Kontop verschafft haben, der dann später auf die an Stelle des Sees entstandene Wiese übergegangen ist. Wackenroder führt S. 379 im Rsp. Bobbin sogar eine Ortschaft Condorp an; von einer solchen ist sonst aber nichts bekannt. Wir haben also in Bobbin

1) Auch in Puddenzig Kr. Naugard liegen an der Buddendorfer Grenze „Sünderberge“. Pom. Wde. III 172.

nicht nur ein slawisches Heiligtum, sondern auch eine damit verbundene Roszüchterei vorauszusehen.

Wie weit sich der Rossgarten und der der Gottheit geweihte heilige Bezirk erstreckt hat, wird sich schwer feststellen lassen. Wenn er im Nordosten bis nach Nardewitz gereicht haben sollte, so könnte er in dem hier fließenden Swieser Bach und in dem Uferabschnitt Swiese möglicherweise seine natürliche Grenze gefunden haben. Im Nordwesten mag der Bezirk über Ruchwitz hinaus bis an den Ufervorsprung Königshörn gereicht haben.

Im Anschluß an den letzteren Namen füge ich an dieser Stelle einen kleinen Exkurs ein.

Auffallend groß ist auf Rügen die Zahl der mit dem Worte „König“ zusammengesetzten Ortsnamen. Am bekanntesten ist der Königstuhl in der Stubbenkammer; in der Stadt Bergen gibt es eine Königsstraße, die im Jahre 1560 zum ersten Male urkundlich genannt wird; in der Nordwestecke der Halbinsel Jasmund liegt der Ufervorsprung Königshörn, der sich früher wahrscheinlich viel weiter in die See hinein erstreckt und möglicherweise einen Burgwall getragen hat (Balt. Stud. n. F. 14, 79); auf Jasmund liegt nördlich von Klein-Poiffow ein Königsberg (Grümbke: Darst. I 27, 103), und ein eben solcher liegt in der Nähe von Kniepow (Haas: Rüg. Sagen IV. Aufl. 76); in Kniepow heißt der von dem dortigen Burgwall und dem See eingeschlossene Raum der Königsplatz (Balt. Stud. n. F. 14, 70); auf dem Nordende der Insel Hiddensee liegt eine Königshöh (Grümbke II 278); am Nordufer der langgestreckten Halbinsel Reddewitz heißt ein unweit des Hörtes gelegener Uferabschnitt Königsbaud' oder Königsbaur' (d. i. Königsbude).

Von all diesen Königsbenennungen scheint nur der zuerst angeführte „Königstuhl“ mit Rücksicht auf zwei ähnliche Felsbildungen auf der Insel Mön, die Kongstole (Königstuhl) und Dronningestole (Königinstuhl) heißen, einigermaßen berechtigt. Bei all den übrigen Namen ist aber eine Beziehung auf einen König oder auf eine Familie König nicht abzusehen. Bedenken wir nun, wie die deutschen Kolonisten, die im 12.—13. Jahrhundert in das slawische Mecklenburg und Pommern einwanderten, sich die ihnen

fremden slawischen Ortsnamen mundgerecht machten, wie sie z. B. aus Percop (Kanal, Wasser Verbindung) einen Perkopp d. i. Pferdekopf, aus Pored (Vorsprung) ein Peerd d. i. Pferd (Monatsbl. 1913, 136 ff.), aus Kontop (Pferdeschwemme) einen „Honigtopf“ — so im Kr. Dramburg — und aus Kowal (Schmiede) einen Ruhwald — im Garzer Stadtbuch Kowalde im Jahre 1453 — oder Ruhwall (Wackenroder 226) machten, so scheint es gar nicht ausgeschlossen, daß in all diesen mit könig- zusammengesetzten Ortsnamen das slawische koni Pferd steckt. Die Slawen haben das Wort oft zur Bezeichnung von Örtlichkeiten verwendet: ein in der Kluckseviher Heide gelegenes Hünengrab heißt Konowberg (Grümbke: Darst. II 237), an der Ostseite der Halbinsel Zudar liegt der Konower Ort, ein Ufervorsprung, und im Rsp. Gingst liegt der kleine Ort Koniz (konica Pferdestall); auch im übrigen Pommern und in Mecklenburg finden sich Orte wie Konow, Konerow, Konikow u. ähnl. Jacob will sogar den Namen Arkona mit kon Pferd zusammenbringen (Balt. Stud. 44, 113 f.). Überhaupt scheint die Pferdezücht bei den Slawen in großer Blüte gestanden zu haben. Herbord (Leben Ottos II 23) berichtet, daß die Stärke und Macht der pommerschen Vornehmen und Häuptlinge nach der Menge der Pferde eingeschätzt zu werden pflegte; „jener, sagen sie, ist mächtig und reich; er kann so und so viel Pferde halten, und wenn man die Zahl der Pferde hört, kann man darnach die Zahl der Krieger ermessen; die Pferde des Landes sind groß und stark.“ Aus bairischer Quelle erfahren wir, daß um 900 slawische Rügianer mit Pferden bis nach Baiern hin Handel trieben (Barthold I 508).

Die mit König zusammengesetzten rügischen Ortsnamen hatten fast durchweg an solchen Örtlichkeiten, die in slawischer Zeit durch besondere Anlagen, sei es als Kultstätten, sei es als Verteidigungswerke ausgezeichnet waren. Der Kniepower Königberg und Königplatz liegen in der Nähe, bez. auf dem Terrain des dortigen Burgwalls; auf Königshörn habe ich schon vor Jahren einen Burgwall vermutet; die Königshöh auf Hiddensee liegt unweit der Uferhöhe Swantich, deren Name die ehemalige Heiligkeit des Ortes beweist; das Westende der Halbinsel Medde-

witz wird in slawischer Zeit überhaupt noch nicht kultiviert gewesen, sondern als Pferdeweide benützt worden sein. Nur die Königsstraße in Bergen bleibt übrig. Da diese nun aber in dem Zuge der großen ehemaligen Landstraße Altsehr—Bergen—Jasmund—Wittow liegt, so mag sie ihren Namen in dem mittelalterlichen Sinne als via regia, als eine unter königlichem Schutz und Recht stehende Heerstraße erhalten haben.

Um auf die Namen Baabe und Bobbin noch einmal zurückzukommen, möchte ich noch darauf hinweisen, daß der diesen Namen zugrunde liegende slawische Wortstamm auch sonst in ehemaligen slawischen Gebieten ziemlich häufig in Ortsbezeichnungen wiederzufinden ist, so in Babbin (Kr. Pyritz), Boblin (Kr. Randow), Babilon (Kr. Neustettin); Babbyne hieß im Jahre 1312 eine Insel in der unteren Oder gegenüber Camelsberg (PUB. V 2717); Baberow heißt ein Nebenfluß des Ryck bei Greißwald (Pyl: Kloster Eldena 207); Babidol heißen fünf am Lebaschen See gelegene Fischerfaten des Dorfes Speck (Brüggemann II 1082). Gerlach führt aus dem Kr. Lauenburg sieben hierher gehörige Ortsnamen an: ein Moor Baba in Sassin, einen Berg Babia gora in Wierschuzin, zwei sumpfige Seen Babido und Babjedo in Bresin, die Vorwerke Babidol und Babinka, den Wassertümpel Babjedo in Schwichow und den See Babniza in Wittenberg (Balt. Stud. n. F. 20, 193, 200, 168, 204, 196, 201). In Mecklenburg finden sich die Ortsnamen Babin, Babst, Babelin, Babelitz, Babke, Bobbin u. ähnl. Im amtlichen Kriegsbericht vom 21. Juli 1917 begegnet die Ortschaft Babin südlich des Dnjestr.

10. Krakwitz bei Putbus.

Wenn der Tempelberg bei Bobbin daher seinen Namen erhalten hat, daß auf ihm ehemals ein Göztempel gestanden hat, so müssen wir auch die anderen Tempelberge auf Rügen einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Südöstlich von Krakwitz bei Putbus, unmittelbar nördlich der Landstraße Altenkamp-Neuenkamp — nicht südlich derselben, wie auf dem Meßtischblatt 166 unrichtig angegeben ist — liegt

eine Anhöhe, die den Namen Tempelberg führt. Die Anhöhe war bis zum Jahre 1870 bewaldet, dann wurde sie abgeholzt. In historischer Zeit hat hier niemals ein Tempel oder ein tempelähnliches Gebäude gestanden. Im Volksmunde heißt es: Up'n Tempelbarg sitt 'ne oll Fru mit'n Spinnrad un spinnt; de Ollen vertellen dat so (mündlich von H. Wamp). Die Umgegend steckt voll alter Flurnamen, die ich schon Monatsbl. 1917, 23 mitgeteilt habe. Ein Ausbau von Krakwitz heißt Schabernack oder Tom Schabernack. Nicht allzu weit vom Tempelberg liegt die Gegend, in der der Heidenfriedhof „Buttens“ (Monatsbl. 1917, 23) zu suchen ist. In dem Ksp. Casneviz lag in den Jahren 1314—1318 eine sonst völlig verschollene Ortschaft Swente, die wir möglicherweise in der Nähe von Krakwitz zu suchen haben. Unter den Krakwitzer Flurnamen, die die Flurkarte vom Jahre 1809 verzeichnet, seien besonders Krausbusch, Hesselborn, Häähholz und Primbusch hervorgehoben; Häähholz weist auf einen altheiligen Bannforst hin, und in Primbusch scheint der Name Perun zu stecken, wie schon andere Forscher das für „Prien“ angenommen haben. In dem nahe gelegenen Wreechen wird 1732 eine „Weyde hintern Bobberas“ und „die Dollenow“ angeführt; in dem ersteren Namen steckt möglicherweise wiederum die Baba.

Daß der Name Krakwitz (1318 Krakevitze *BlB. V 3234*), der mit dem Stamme *krak* Zauberer zusammenhängt, auf die einstige Heiligkeit des Ortes hinweist, ist schon oben S. 29 bei Erwähnung des Ortes Krakow bemerkt worden. Östlich von Krakwitz, zwischen diesem und dem weit ausgedehnten Neuenkamp liegt die Ortschaft Glowitz, zu der noch vor hundert Jahren ein Hain mit Namen Parknit gehörte (*Grümbke: Darst. I 100*); dieser Name aber weist wiederum auf Parkun oder Perun, den Donnergott, hin.

Die Südspitze von Neuenkamp (1318 Nova Kampa) heißt „de Roß“, ein Name, der uns mit verändertem Vokal schon bei Baabe begegnet ist. Ein südwestlich davon gelegener Punkt an der Küste heißt der Toppel. Zwischen Roß und Toppel liegt die Kaderbucht, an welcher einige Dornbüsche und eine alte Weide (früher Eiche), die sogenannte Kader-Wied [=Eif], stehen; land-

einwärts liegt der 1732 erwähnte Kader-Schlag und die Koder-Wiese, wie auf v. Sagenows Special-Charte vom Jahre 1829 steht; einen Kaderbach gibt es auch auf Tasmund zwischen Quoltitz und Nardevitz.

Das westlich vom Tempelberg gelegene Altenkamp (1318 Antiqua Kampa) weist mehrere megalithische Hünengräber auf; eins davon heißt „Teetzbusch“.

Zu diesen Momenten, die auf ehemalige Heiligkeit des Ortes hinweisen, kommt nun noch die Sage über den Bau der Casnevizier Kirche. Als der Grundstein zu ihrem Bau bereits gelegt war, schafften die Zwerge, die in der Gegend wohnten, das Baumaterial zur Nachtzeit nach dem Jakobsberg bei Grimwitz, und zwar nicht bloß einmal, sondern zu wiederholten Malen. Aber die Casnevizier holten sich Steine und Balken jedesmal zurück und ruhten nicht eher, als bis sie die Kirche an der Stelle, wo sie noch jetzt steht, fertig gestellt hatten (*Haas: Mäg. Sagen IV. Aufl. 139*). Die in ähnlicher Fassung häufiger wiederkehrende Sage deutet auf den stets mißlingenden Versuch hin, die alte Kultstätte herabzumwürdigen.

Die Ortsfrage und die Flurnamen sind nicht imstande, ein helles Licht über die Frage nach der ehemaligen slawischen Kultstätte in dieser Gegend zu verbreiten; ein gewisses Halbdunkel bleibt zurück. Vielleicht helfen örtliche Untersuchungen weiter.

11. Zirkow.

Das Kirchdorf Zirkow liegt in einer flachen Ebene, etwa mittwegs zwischen Bergen und der Granitz. Im Westen und Südwesten erstreckt sich ein weit ausgedehntes Wiesenterrain, die Garwitz, plattdeutsch „de Garws“ genannt, ein Name, der von Beyerzdorf von *karva* = *krava* Kuh abgeleitet und als Kuhländchen gedeutet wird (*Valt. Stud. 33, 1, 64*). Nach der Volkssage haufen Zwerge und Nachtjäger auf der Garwitz. In das Wiesengelände schiebt sich ein in ostwestlicher Richtung streichender, 17,5 m hoher Höhenzug hinein, der den Namen Kapellenberg, plattdeutsch Pellenbarg, führt. Auf ihm liegt ein Einliegerkaten-

gehört, das dem Zirkower Pastorat gehört. Möglicherweise hat an dieser Stelle in frühchristlicher Zeit, bevor die Kirche in Zirkow erbaut wurde, eine Kapelle gestanden, die dann nach Erbauung der Kirche einging; urkundliche Nachrichten darüber scheinen zu fehlen.

Ungefähr 1 km östlich vom Kapellenberg verläuft die Landstraße Putbus—Bosewald—Zirkow—Jasmund, und 300 Schritte östlich von dieser liegt zwischen den Ortschaften Viervitz und Zirkow die Meselow, bis um 1830 ein Soll, dann aber zum Acker geschlagen. In der Meselow soll eine Kirche versunken sein; alle sieben oder neun Jahre sind noch die Glocken aus der Erde zu hören. Wenn man über die Stelle hinwegschreitet, klingt der Boden hohl unter den Füßen (von Baier 1850 aufgezeichnet). Hundert Schritte von dieser Stelle liegen zwei Berge, zwischen denen der Weg Seelwitz-Zirkow hindurchführt. Und diese beiden Berge heißen Tempelberge. Hier hat nach der Sage ehemals ein Gözentempel oder, wie andere erzählen, eine christliche Kapelle gestanden; noch andere meinen, es handle sich nur um eine heidnische Kultstätte, da sie von großen, frei liegenden Steinblöcken rings umgrenzt werde. Jedenfalls hat man häufig Urnen auf dieser Stätte gefunden. Wenn hier aber in vorgeschichtlicher Zeit ein Gözentempel gestanden hat, so war er möglicherweise auch mit einem Roßgehäuge ausgestattet. Denn in der Nähe des 1 km nördlich von Zirkow gelegenen Gutes Darz lag ehemals die kleine Ortschaft Rosengarten, die ursprünglich an Darz, später an Tribberatz gehörte und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einging.

Auch hier sind die Spuren, die die Zeit des Heidentums in Flur- und Ortsnamen hinterlassen hat, gering. Sie lassen die einstige Bedeutung der Örtlichkeit mehr ahnen als deutlich erkennen. Und doch muß die Bedeutung der Örtlichkeit einst eine ziemlich große gewesen sein; das dürfen wir aus der Gräberanlage schließen, die uns in den 1100 m östlich von Zirkow befindlichen (Darzer) Langen Bergen erhalten ist. Im nordöstlichen Teile dieser Waldung liegen an 200 Grabhügel, teils dicht neben einander, teils in größeren Zwischenräumen; sie sind 1—2 m hoch

und haben 12—15, die größeren 20—30 Schritte Umfang. Alle sind aus losem, gelbem Sand aufgeschüttet; einige haben unter der Oberfläche Steinpackung. Man kann bei einigen noch die Vertiefungen erkennen, aus denen der Sand zum Aufhäufen des Hügelns entnommen ist. Nach Aussage des Gastwirts Liedemann in Pantow sind in einigen bereits geöffneten Hügelns kleine Steintüfeln mit Urnen, in anderen Urnen im bloßen Sande gefunden worden. In einer der vorgenannten Vertiefungen sind vor Jahren zwei Stelette nebst Urnen aufgegraben worden. In denselben Langen Bergen lag bis um 1860 noch ein Steinkreis von etwa 140 Schritten Umfang (Mitteilung des emerit. Försters Wilken aus Zargelitz). Ich halte dafür, daß das Gräberfeld aus slawischer Zeit stammt.

Nördlich von Zirkow liegt am Ufer des Kleinen Jasmunder Boddens die Ortschaft Streu, die ehemals Mittelpunkt eines Gardvogteibezirkes und Vorort der Herrschaft oder Grafschaft Streu war (Balt. Stud. n. F. 14, 62). In einem Lehnbriefe, den Herzog Wartislaw im Jahre 1364 für Priibbor von Putbus ausstellte, führt er auch den Garden und de Greveschop tho Streye an. Im Mittelalter lag hier eine Kapelle, deren Vikar zum Teil vom Berger Nonnenkloster unterhalten wurde. Die Anhöhe nordöstlich vom jetzigen Gutshofe heißt auf v. Hagenows Special-Charte von 1829 der „Kapellenberg“. Vielleicht hat auch in dem Burgwall zu Streu einst ein slawischer Göze sein Heim gehabt.

12. Schaprode.

Schaprode (d. i. „neben der Fähre“) war in ältester geschichtlicher Zeit Vorort des Ländchens Wollung, das sich westlich vom Kirchspiel Trent als Halbinsel ins Binnengewässer erstreckt. Es hatte einen Burgwall, aus dessen Geschichte wir Einzelheiten für die Zeit 1232—1315 erfahren (Balt. Stud. n. F. 14, 58 f.).

Das Nonnenkloster in Bergen erhielt im Jahre 1193 durch Stiftungsurkunde ein Gehöft in Schaprode nebst zwei Eichenhainen (mansionem in Wollungh, que dicitur Szabroda, cum duabus quercinis silvis, agris, pratis et colonis *PUB.* I 123).

Die Verleihung dieser fernab von dem Kloster befindlichen Liegenschaften läßt vermuten, daß es sich um Dotationen eines ehemaligen Gözentempels handelt, zumal da auch von zwei Hainen die Rede ist. Wenn wir nun weiter nördlich von Schaprode eine Ortschaft mit Namen Rosengarten vorfinden, so werden wir nach den bisherigen Feststellungen nicht fehlgreifen, wenn wir an dieser Stelle einen ehemaligen Rossgarten erblicken. Die Ortschaft Rosengarten war im Mittelalter Besitztum des Landesherrn; im Jahre 1580 bestand es aus einem Käterwesen mit 8 Morgen Acker, im Jahre 1648 aus drei Kossatenwirtschaften. Im Jahre 1657 verkaufte es Herzog Ernst Bogislaw von Croy, der Schwestersohn des letzten Pommernherzogs, zusammen mit dem größeren Gute Udars an Berndt von Wolffradt. Später kam Rosengarten an die Herrn von Platen auf Dornhof und teilte fortan die Schicksale dieses Gutshofes. Inzwischen ist Dornhof eingegangen; Rosengarten besteht noch jetzt.

Die Schaproder Kirche war in mittelalterlich-katholischer Zeit ein Wallfahrtsort. Wackenroder berichtet darüber S. 309: „An der Norder-Seite (der Kirche) an dem Pfeiler ist das Marien-Bild mit dem Jesus-Kindlein in einem dazu aptirten Orte, mit einem Thürlein und eisernen Gitter, annoch (d. i. um 1710) wahrzunehmen; von welchem Bilde per traditionem erzehlet wird, daß zu Päpstlichen Zeiten Wallfahrten dahin angestellt worden, und wer dieser Heiligen Marien etwas gelobet, hat vermeinet, in seinem Vorhaben, Gesuch und Anliegen beglückt zu seyn“.

Mittelalterliche Wallfahrtskirchen finden wir vorzugsweise an solchen Orten, die in heidnischen Zeiten durch Gözentempel berühmt waren und deswegen auf die umwohnende Bevölkerung eine besondere Anziehungskraft ausübten. Das trifft wahrscheinlich auch für Schaprode zu. Der Marienkult hat an einigen Orten den Kult der Siwa, der Lebensgöttin und Spenderin des Getreidesegens, abgelöst; ob vielleicht ein Siwatempel in Schaprode gestanden hat? Klöden denkt (Märk. Forsch. III 269) mit Rücksicht auf den Namen Wollung an den Herdengott Wolof, von dessen Namen er auch Wolbenitz und Wollin auf Wittow, Wolgast u. a. Ortsnamen herleiten will. Wollung ist aber nicht eine

wüste Feldmark, auf der später das Dorf Schaprode erbaut wurde — wie Klöden angibt —, sondern es ist der alte Name für die ganze Halbinsel, die sich zwischen der Neuendorfer Wiek, dem Breeker Bodden, dem Rassemer Strom, dem Schaproder Bodden und der Udarser Wiek in ost-westlicher Richtung erstreckt. Beyerödorf (Balt. Stud. 33, 1, 24) hält Wollung für unslawisch und vorläufig gänzlich dunkel.

13. Gingst.

Gingst war ehemals Mittelpunkt eines Gardvogteibezirktes und muß also einen Gard oder Burgwall (castrum) besessen haben. Es hat sich indessen in dem Flecken Gingst keine Spur von einem solchen erhalten. Aber möglicherweise hat der Gard in der Ortschaft Capelle nordwestlich von Gingst gelegen: wenn bei der Christianisierung der Insel die ersten Gotteshäuser (capellae) mit Vorliebe auf oder neben den alten Tempelburgen errichtet wurden, wie in Arkona, Charenza, Rugard, Jasmund, Streu u. a., so könnte das älteste Gotteshaus für den Gingster Gardbezirk sehr wohl in dem Burgwall, den ich in Capelle vermute, errichtet worden sein und die Ortschaft, die urkundlich schon im Jahre 1318 Capelle genannt wird (PUB. V 3234), darnach ihren Namen erhalten haben, wie es auch mit der Ortschaft Capelle auf Jasmund geschehen ist.

Die Kirche in Gingst mag bald nach dem Jahre 1200 erbaut sein, als sich die alte Kapelle zu Capelle als zu klein erwies und als sich inzwischen der Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens in der dortigen Gegend von dem alten Burgwall nach dem neu aufblühenden Flecken Gingst verschoben hatte. Dazu paßt auch die alte, schon von Wackenroder 286 überlieferte Sage über die Gründung der Gingster Kirche: Man habe die Kirche anfänglich auf dem Berge hinter dem Dorfe Volsovitz, der Insel Ummanz gegenüber erbauen wollen und habe auch das Bild des Heiligen Jakob, dem das Gotteshaus geweiht werden sollte, auf dem Berge aufgerichtet, aber da habe sich der Heilige alle Nacht auf den Weg nach Gingst gemacht und sich an dem Ort, wo die

Kirche jetzt steht, niedergelassen; als dieses Wunder sich dreimal wiederholt habe, sei der Bau in Gingst vorgenommen worden (Haas: Rüg. Sagen IV. Aufl. 141). Welche Bedeutung diese Sage hat, ist schon oben Seite 53 angedeutet worden.

Nach einer anderen Sage soll Gingst früher einen größeren Umfang gehabt haben als jetzt, und der Grenzstein des Fleckens soll gerade unter dem Herde der Küche zu Capelle gelegen haben. Weit verbreitet ist die Überlieferung, daß in Capelle früher eine große prächtige Kirche gestanden habe; sie soll die Heilige Geistskirche geheißen haben. Das Ackerstück zu Capelle, auf dem ehemals die christliche Kapelle gestanden haben soll, heißt noch jetzt unter den Bewohnern „de Heilgeist“. — Das große Torfmoor, das in der Nähe der Gingster Molkerei liegt, soll früher ebenes festes Land gewesen sein, und auf diesem soll eine große schöne Kirche gestanden haben, die aber eines Tages in die Erde versunken ist; einmal im Jahre kann man die Glocken der versunkenen Kirche noch jetzt aus der Tiefe herauftönen hören; Torfstecher, die im Moore gearbeitet haben, haben sie schon öfter gehört.

Alle diese Sagen sind offenbar Niederschläge alter mündlicher Überlieferung über die Verlegung des Gottesdienstes von Capelle nach Gingst, woraus wir wiederum die Bedeutung von Capelle in ältester christlicher Zeit erkennen können.

Daß in heidnischer Zeit in dem zu Capelle vermuteten Gard ein Gözentempel gestanden hat, ist nirgends überliefert. Aber daß auch hier ein Gözenkult bestanden hat, ist mir kaum zweifelhaft, denn eine ehemalige Pferdezüchterei ist in nächster Nachbarschaft anzunehmen. Nordöstlich von Capelle und nördlich von Gingst liegt der Ort Konitz, fast unmittelbar am Binnengewässer, das nach dem Ort der Konitzer Bodden — auch Roselower oder Roseler See — benannt worden ist. Konitz ist aber das slaw. konica d. i. Pferdestall. Durch die Ortschaft Konitz und das benachbarte Teschowitz wird eine in Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks verlaufende Halbinsel in ost-westlicher Richtung von dem Hauptkörper der Insel Rügen abgegrenzt, und diese Halbinsel, die im Norden vom Konitzer Bodden und im Süden

vom Cavelin und Capeller See begrenzt wird, ist als der Bezirk der dem Göhen geheiligten Roszüchterei anzusehen.

Die spätere Geschichte der Ortschaft bestätigt diese Annahme. In der Roeskilder Matrikel vom Jahre 1318 ist Konitz mit 5 Scheffeln Bischofsroggen verzeichnet, aber dieses Getreide bekam nicht der Bischof, bez. sein rügenscher Vertreter, sondern die Gingster Kirche (V modios, quos levat ecclesia Gynxst RUB. V 3234). Auch das Berger Nonnenkloster war mit einer Hebung aus Konitz bedacht, und diese hatte die ansehnliche Höhe von 24 Mark; es hat sich aber nicht feststellen lassen, in welchem Jahre das Kloster mit dieser Hebung bedacht worden ist. In ältester Zeit war Konitz im Besitze der Familie Schlawkevit, die mit dem rügenschen Fürstenhause verwandt war und die auch im Besitze von Rosengarten bei Garz war, wie wir oben gesehen haben. Im Jahre 1332 saß der Knappe Pribislaw Slavekevit zu Konitz. Später gelangte der Ort nebst dem nahe gelegenen Teschowitz an die Herrn von Berglasen. In einem Lehnbriefe Bogislaws X. für die Herrn von Berglasen vom Jahre 1485 ist auch Konitz mitgenannt, jedoch besaßen die Herzöge darin noch den sogenannten Schulzenhof. Auch letzterer wurde 1607 von Herzog Philipp Julius an den Landrentmeister Andreas von Berglasen auf Teschowitz geschenkt, und als diese Schenkung 1624 bestätigt wurde, wurde gleichzeitig der Schulzenhof von der bis dahin üblich gewesenen Haltung eines Dienstpferdes für die fürstlichen Beamten auf immer befreit. Sollte darin vielleicht noch eine letzte dunkle Reminiscenz an die ehemalige Roszüchterei enthalten sein? wenigleich die Haltung und Gestellung eines Dienstpferdes eine vielfach vorkommende Verpflichtung war. Im Jahre 1738 kam Konitz zusammen mit Teschowitz in den Besitz der Herrn von Barnekow und teilte fortan die Schicksale des größeren Gutes (Grümbke: Dörfergeschichte MS.).

14. Halswief.

Die Insel Rügen wurde nach Einführung des Christentums dem Sprengel des Bischofs von Roeskilde unterstellt, was durch eine päpstliche Bulle vom 4. November 1169 sanktioniert wurde.

Der Bischof hatte nicht nur das Recht, von allen Gütern und Ortschaften der Insel den sogen. Bischofsroggen zu erheben, sondern er besaß auch eine Anzahl von Gütern zu eigen, von denen einige sicherlich zur Dotation des Swantewitttempels zu Arkona gehört hatten, so Putgarten, Nobbin, Contop und das wahrscheinlich auf altem Swantewitgute neugegründete und nach dem neuen Besitzer benannte Bischofsdorf. Zu diesen Bischofsgütern gehörte auch Ralswiek nebst dem westlich davon gelegenen Gnies. Für die Erhebung des Bischofsroggens mußte der Bischof dem Landesfürsten jährlich ein Roß von gelber Farbe verehren. Die Verwaltung der Bischofsgüter, sowie die Einhebung des Bischofsroggens und die Handhabung der geistlichen Jurisdiktion ließ der Bischof durch einen Stellvertreter besorgen, der der Landpropst oder Official genannt wurde. Der Landpropst hatte seine ständige Wohnung in Ralswiek auf dem sogenannten Propsteihofe. An die Stelle des geistlichen Landpropstes trat um die Zeit 1478 bis 1488 ein weltlicher Vogt; als solcher fungierte Henning Normann, darauf Heinrich Normann und seit dem Jahre 1500 Martin Barnekow. In dem alten, noch aus dem Mittelalter stammenden Propsteigebäude, das kurz vor dem Jahre 1900 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, besand sich der Sage nach ein unterirdischer Gang, in dem die Propste ehedem die ihnen unliebsten Menschen verschwinden ließen.

Daß ein so hervorragender Platz wie Ralswiek in heidnischer Zeit ohne Götzenkult gewesen sei, ist kaum anzunehmen. Und in der Tat weisen mannigfache Spuren auf die ehemalige Heiligkeit des Ortes hin.

Von dem alten Burgwall in Ralswiek kann ich jetzt nicht mehr anführen, als was ich bereits Balt. Stud. n. F. 14, 83 darüber gesagt habe. Grümble: Darst. I 20 berichtet noch, daß einer der Ralswiewer Heideberge, der nordwärts nach der Fährspitze zu belegen ist, den Namen „Schlottberg“ führte. Die hier erwähnten Heideberge liegen östlich von Ralswiek und nehmen den größten Teil der Halbinsel ein, die sich zwischen dem Großen und dem Kleinen Jasmunder Bodden bis zur Fährspitze gegenüber dem Dorfe Liechow erstreckt. Die Berge waren noch bis vor

50 Jahren zum großen Teil mit Heidekraut, Wacholder und kurzem Buschwerk bestanden und befanden sich in einem gewissen Urzustande; im Volksmunde hießen sie die Schwarzen Berge und werden zum Teil noch jetzt so genannt. Die Aussicht von den Schwarzen Bergen auf den Bodden und die südlichen Ufer der Halbinsel Jasmund ist von entzückender Schönheit. Von sonstigen Örtlichkeiten in den Bergen sind noch der Prinzenberg und der Kesselgrund zu nennen, in denen Zwergjagen lokalisiert sind (Sundine 1842, 97).

Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lag zu Ralswiek, und zwar nach der v. Hagenowschen Special-Charte vom Jahre 1829 ziemlich in der Mitte zwischen Ralswiek und Jarnitz ein einzelner Katen mit Namen Ribbenburg, Rippenburg oder Ripfenburg; von diesem Katen ging die Sage, daß er in katholischer Zeit als Asyl für Verbrecher gedient habe. Grümble bemerkt dazu: „War dieses Ribbenburg wirklich eine geweihte Freistätte, also gewissermaßen ein heiliger und unverletzlicher Ort, so müssen die Bischöfe von Roeskilde dazu mitgewirkt und die Gerichtsbarkeit darüber gehabt haben. Übrigens ist dieser nunmehr (d. i. um 1835) ganz profane Katen eine Pertinenz des Gutes Jarnitz und als solche bereits in der Berger Kirchenmatrikel vom Jahre 1667 aufgeführt.“ In Wirklichkeit wird das Asylrecht des Katens, wie wir das auch bereits bezüglich des Hauses bei dem Burgwall Jasmund gesehen haben (oben S. 32), bis in die heidnische Zeit zurückreichen und mit dem ehemaligen, in Ralswiek zu vermutenden Götzenkult in Zusammenhang gestanden haben.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß in katholischer Zeit auch eine Kapelle in Ralswiek bestand. Überreste derselben fand Grümble noch um 1800 im Gutsgarten vor (Indigena 136).

In nordwestlicher Richtung von Ralswiek liegen, bez. lagen nach Gnies zu mehrere kleine Gehölze, die die Namen führen: das Lehster Holz, der Buchberg, die Prorath, Wirs, Licham, Kattow, Pottow, und von diesen ziehen sich zwei andere Hölzer, die Kreuzhölzer genannt, nach dem Kirchdorf Pazig zu (Grümble: Darst. I 96). Licham heißt auch das in Gnies gelegene, große

Hünengrab, das an Umfang und Gestalt dem Dubberworth ähnlich ist. Der Name Wirz erinnert unwillkürlich an die Wirnis vor der Granitz; indessen wage ich keine weiteren Schlüsse daraus zu ziehen. Eine deutlichere Sprache reden „die Kreuzhölzer“. Zur Zeit der Christianisierung war es gebräuchlich, daß die Missionare in dem ihnen zugewiesenen Bezirk einzelne auffällige, durch den bisherigen Götzendienst geweihte und daher der Bevölkerung wohlbekannte Örtlichkeiten ausuchten, um auf ihnen eine Kreuzesfahne aufzupflanzen oder auch ein weithin sichtbares Kreuz zu errichten. So erklären sich die zahlreichen Kreuzberge im Lande (Balt. Stud. n. F. 20, 166 f.). Aus gleichem Anlaß werden auch die Kreuzhölzer bei Ralswiek-Gniesz ihren Namen erhalten haben.

Möglicherweise ist zu Ralswiek eine Nebenkultstätte des Swantewit gewesen, deren es nach Saxos Bericht XIV 826 ja mehrere auf der Insel gegeben hat.

15. Altesfahr.

Das Dorf Altesfahr besaß, wie ich Balt. Stud. n. F. 14, 52 ff. weiter ausgeführt habe, einen Burgwall (1320 opus castrale vulgariter dictum Borgwerk und 1327 castrum aedificatum iuxta passagium) und einen Opferhain, der in der Knytlinga Saga „Boefu“ und in einer Urkunde vom Jahre 1320 „Bufow“ d. i. Buchenhain genannt wird. Daher wird auch der Altesfahr-sche Burgwall eine Tempelburg gewesen sein.

16. Fliederberg und Frieberg.

Es ist bereits oben S. 5 darauf hingewiesen worden, welche Wichtigkeit der Flieder (Holunder sambucus nigra) im Kulte des Putscätus oder Puschartis gespielt hat. Daher verdienen die mit „Flieder“ zusammengesetzten Ortsnamen unsere besondere Beachtung. Eine solche Örtlichkeit ist der sogenannte Fliederberg (Fliederberg), ein megalithisches Hünengrab an der Nordostseite des Dorfes Lonwik (Rsp. Bilmnitz). Das Hünengrab liegt an der Stelle, wo sich die nach Jasmund führende Landstraße von

der Straße Putbus-Mönchgut abzweigt; von der Straße aus betrachtet, erscheint der leicht gewölbte Grabhügel nicht besonders hoch; aber von Norden und Nordwesten aus gesehen, macht er einen stattlichen Eindruck.

Das Denkmal hat einen Umfang von 132 Schritten und ist etwa 2—3 m hoch. Es besteht aus einer schon seit geraumer Zeit aufgegrabenen Steinkiste, einem Näpfschenstein und einem z. T. zerstörten Steinfranze. Von der Grabkiste liegen noch 6 Steinblöcke auf- und nebeneinander; der größte derselben ist 2 m lang, beinahe ebenso breit und 60 cm dick. Von dem ehemaligen Steinkreise ist nur die Ost- und Nordseite noch vollständig erhalten; hier stehen bez. liegen 14 größere und eine Anzahl kleinerer Steine in einer fortlaufenden Reihe am äußeren Rande des Hügel; sie sind durchschnittlich 1 m lang und $\frac{1}{2}$ m dick; die Entfernung der Steine untereinander beträgt 1—5 m. Außer diesen Steinen liegt noch etwa ein halbes Duzend anderer größerer Steine auf der Oberfläche des Hügel, die teils zur Grabkiste, teils zu dem Steinfranze gehört haben werden.

An der Südostecke des Grabhügel liegt aber noch abseits von der Steinkiste ein ganz großer Steinblock von 2,50 m Länge, 2,30 m Breite und etwa 1,00 m Dicke. Das ist ein mit Näpfschen, Rillen und Schalen versehener Stein: am oberen Ende des schräg geneigten Steines befindet sich eine breite Rinne, die in einer flacheren und einer tieferen freisrunden Schale verläuft; eine zweite Rinne mündet gleichfalls in einer flachen Schale; in der Mitte der Oberfläche sind vier Näpfschen sichtbar, von denen sich drei in einer Reihe nebeneinander befinden; auf der unteren Hälfte des Steines ist noch eine Rinne und isoliert davon eine Schale zu sehen. Die Näpfschen sind 2—3 cm tief, haben abgerundete Kanten und messen 6 cm im Durchmesser. Unter den Bäumen, die auf dem Hügel wachsen, fallen besonders mehrere sehr starke Eschen und ein Weißdorn auf; bis vor wenigen Jahren stand auch eine sehr alte, weitverzweigte Wilde Rose auf dem Hügel; Holunder wächst nicht darauf.

Um 1832—1834 waren Arbeiter beauftragt, Bäume auf dem Grabhügel anzupflanzen; beim Auswerfen der Pflanzgruben

fanden sie zunächst eine und bei weiterem Nachgraben etwa 3 bis 4 eimergroße Urnen, die mit Deckeln versehen waren. Die Urnen wurden nach Mitteilung von Frau Themlich (1820—1910), die dabei zugegen war, in einer neu ausgehobenen Grube auf dem Hügel wieder eingegraben, „und dort müssen sie noch jetzt sein.“ Vor 60 Jahren fand ein Schäfer, der auf dem Fleederberg eine Sauerampferstaude ausreißen wollte, einen Beutel mit etwa 200 altertümlichen Silbermünzen, die im Dorfe verzettelt wurden. Wann die Steinkiste ausgegraben ist, habe ich nicht feststellen können; scheinbar ist es schon vor dem Jahre 1832 geschehen.

An den Näpfsenstein knüpft eine alte Volks Sage, die schon E. M. Arndt: Märchen und Jug. I 156 f. und nach ihm Temme 192 überliefert haben. Ein Riese, der sich über den Bau der Bilmnitzer Kirche ärgerte, warf den Stein nach der Kirche, um sie zu zerschmettern; aber in seiner Bosheit warf er zu weit, und der Stein flog hierher, wo er noch jetzt liegt. Die Sage ist in vielen Varianten bekannt. Statt des Riesen wird die Geschichte vom Teufel erzählt. In den Vertiefungen auf der Oberfläche des Steines erkennt man eine Teufelskralle oder auch den Abdruck einer menschlichen Hand; manche wollen sogar die fünf Finger und den Ballen der Hand herauserkennen; andere meinen wieder, der Abdruck der Teufelsklaue befinde sich auf der nicht sichtbaren Unterseite des Steines. Ein älterer Mann in Lonvitz erzählte mir: Auf dem Steine seien die Abdrücke von einer Hand und von einem Fuß zu sehen; der Teufel habe den Stein vom Lärchenkumm bei Groß-Stresow aus geworfen. Zwei Kinder in Lonvitz berichteten mir: Der Teufel habe vom Putbusser Tannenbergr aus zweimal nach dem Turm der Bilmnitzer Kirche geworfen, einmal zu kurz und das andere Mal zu weit; der zuerst geworfene Stein sei der Lonvitzer, der zweite Stein liege bei Madlitz in einer kleinen Tannenpflanzung, zur Rechten der Landstraße, gegenüber den Gebäuden des Madlitzer Hofes. Der zuletzt geworfene Stein soll haar scharf an dem Kirchturm vorbeigeschossen sein, erzählte Büdner Westfal in Beuchow. Noch andere meinen, der Riese habe den Lonvitzer Stein von Madlitz aus geworfen (Bauer Neumann in Lonvitz).

Die Volksphantasie hat sich, wie wir sehen, mit dem Fleederberg und insbesondere mit dem auf dem Rande des Grabhügels liegenden Steinblocke auf das lebhafteste beschäftigt. Nun hat sich in dem nur 1 km von Lonvitz entfernten Kirchdorfe Bilmnitz ein Burgwall befunden, der in frühester geschichtlicher Zeit den Herren von Putbus als Wohnort diente (Balt. Stud. n. F. 14, 62 f.). Sollte dieser Burgwall in vorgeschichtlicher Zeit nicht auch eine Tempelburg gewesen sein? Sonst müßten wir annehmen, daß sich der an dieser Stelle zu vermutende heidnische Kult auf den Fleederberg beschränkt habe. Es gibt nun aber in der Nähe von Bilmnitz, etwa 1 km südlich vom Dorfe, noch eine durch ihren Namen auffallende Örtlichkeit, das ist der 20 m hohe Friebarg. Auch an diesen Ort knüpfen sich zahlreiche Sagen: Ein Spuk geht dort zur Mitternachtsstunde um und beunruhigt jeden, der dann auf der nahen Landstraße Bilmnitz-Lauterbach wandelt. Ein Wagen, der eine Kindesleiche nach Bilmnitz fährt, kann am Friebarg plötzlich nicht weiter: die Pferde müssen ausgespannt und der Wagen durch die Leidtragenden geschoben werden. Zwei Schwestern erblickten am Herbstabend, als sie zum Friebarg kommen, ein hellflackerndes Licht, das immer neben ihnen herhüpft, bis sie voller Furcht und Schrecken die den Weg kreuzende Chaussee Putbus-Lauterbach erreichen. Der Wirt L., der ein Hellseher ist, geht nachts zwischen 12 und 1 Uhr zusammen mit einem Freunde über den Friebarg, da kommt ihnen ein spukhafter Leichenwagen entgegen; L., der auf dem Fußwege geht, sieht alles ganz deutlich, aber sein Begleiter, der sich mitten im Fahrwege befindet, geht gerade in das Fuhrwerk hinein, und als er über den Sarg hinwegsteigen will, fällt er der Länge nach im Wege hin.

Nach Südwesten zu senkt sich der Abhang des „Friebarg“ zu einem von Erlen, Haseln und Eichen bewachsenen Bruch, das das „Dodenbruch“ heißt; im Dodenbruch spukt ein Ohnekopf in Kürassieruniform (Haas: Rüg. Sagen, 4. Aufl. 16). Am südlichen Rande der Anhöhe liegt ein anderes kleines Gehölz mit Namen „de Håg“; es ist reich an Holundern.

Der Name Håg' oder Hågholz weist auf alte Bannforst

hin, die fast immer früher Tempelstätte war. Die Hüg liegt wiederum dicht vor dem westlichen Rande der Waldung Goor, und hier liegt etwa 200 m waldeinwärts auf einem flachen Höhenrücken eine Gruppe von 7 Hünengräbern und ein Millenstein von ovaler Gestalt und von $175 \times 135 \times 67$ cm Größe; die beiden Millen sind je 1,35 m lang, 3—5 cm tief und etwa ebenso breit. Der Weg, der zu der Anhöhe hinaufführt, heißt im Volksmunde „Paßup“ oder auch „Packenack“.

Die Namen „Häg“ und „Dodenbruch“ und die zahlreichen Volksagen, die an die Örtlichkeit knüpfen, scheinen dafür zu sprechen, daß wir es mit einer Stätte zu tun haben, die nach dem Glauben der heidnisch-slawischen Bevölkerung eine geweihte und heilige Stätte war; der Name „Freiberg“ dürfte daher entstanden sein, daß sich hier, wie in Ralswiek und in Capelle-Jasmund, eine Freistätte für Verbrecher befand; dann aber muß in der Nähe auch ein Tempel oder Götzehain gelegen haben.

Aus einer besonders guten Quelle erjahre ich, daß der Friebarg zuweilen auch „Kreuzberg“ genannt werde, weil früher ein Kreuz darauf gestanden habe. Dieser Name führt uns, wie oben S. 62 gezeigt, in die früheste Zeit der Christianisierung des Landes zurück und bringt einen neuen Beweis für die ehemalige Heiligkeit der Örtlichkeit.

Bemerken möchte ich noch, daß sich in Beuchow, einem unmittelbar westlich von Lonvitz gelegenen Dorfe, bis zum Jahre 1834 ein großes Hünengrab, der Tangenberg genannt, befand, und in diesem war der Sage nach eine goldene Wiege vergraben. Dieser Sagenzug, der in Verbindung mit schatzhütenden Zwergen öfter wiederkehrt, scheint aber vorslawischen Ursprungs zu sein. Südlich von Lonvitz, dicht neben dem Eisenbahnkörper der Bahnstrecke Putbus-Lauterbach liegt ein zweites megalithisches Hünengrab, das zwar auch bereits geöffnet, aber in seinem Aufbau doch noch gut erhalten ist. Der mittlere und der hintere Deckelstein dieses Grabes sind Näpfschen- und Rinnensteine; neben einer etwa 300jährigen Eiche, die sich aus dem Innern des Grabes zwischen den Steinen hindurchgezwängt hat, wächst auch

ein starker Holunderbaum. Die Sage berichtet, daß unter diesem Hünengrabe ein großer Schatz vergraben sei.

17. Die Insel Wilm.

Auch die in der Putbusser Bucht gelegene Insel Wilm hat vermutlich ein slawisches Heiligtum besessen. Schon der Umstand, daß in katholischer Zeit auf der sonst nur noch von einem Gutsverwalter bewohnten Insel eine Kapelle vorhanden war, muß auffallen. Die Kapelle, die im Jahre 1336 zum ersten Male urkundlich erwähnt wird, stand unter dem Patronate des Hauses Putbus und wurde bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts von einem bez. mehreren Geistlichen bedient. Nach Einführung der Reformation ging sie ein; die Einkünfte der Kapelle fielen an das Haus Putbus zurück, und das Gebäude scheint allmählich verfallen zu sein (Monatsbl. 1911, 104 ff.).

An die Kapelle knüpft sich folgende alte Volksage. Man erzählt, eine Kuh habe sich einst in das Innere der Kapelle verirrt, und dann sei die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen; da nun die Insel zu der Zeit ganz unbewohnt war, so habe die Kuh nicht wieder herauskommen können und verhungern müssen; infolge dieses Unfalles sei die Kapelle dann abgebrochen worden (Haas: Pom. Sagen 238).

Die Sage kehrt, in ähnlicher Weise von Pferden erzählt, auf der Greifswalder Die wieder und findet sich sonst noch, wie mir Wossidlo brieflich mitteilt, in Mlendorp am Kratower See und mehrfach in Baiern und Tirol. Wossidlo erblickt in der Sage die Erinnerung an ein ehemaliges Tieropfer; als Beweis dafür führt er an, daß die Kapelle abgebrochen wird, nachdem die Kuh verhungert ist, und daß in Baiern die Erinnerung an die Sage als Schimpf aufgefaßt wird, wie ja solche Ortsneckereien vielfach auf Unterschiede im Kultwesen zurückgehen.

Wenn wir auf dem Wilm in slawischer Zeit ein Heiligtum voraussetzen dürfen, so ist der heilige Hain zweifelsohne im Wennholz oder Wendholz zu suchen. Mit diesem Namen bezeichnet man ein auf dem Mittelwilm, auf einem leichtgewölbten

diluvialen Höhenrücken gelegenes Wäldchen, das aus Eichen, Buchen, Birken, Weißdorn, wilder Rose und auffallend vielen wilden Birnbäumen besteht. Die Zusammensetzung von Ortsnamen mit Wend- oder Wendisch- bezeugt häufig die Heiligkeit der betreffenden Örtlichkeit, so z. B. Wendischlanck am Rumerower See, Wendshöpen bei Rethra u. a. So wird auch das Wennholz auf dem Vilm ein heiliges Gehölz gewesen sein. Auch andere Örtlichkeiten auf der kleinen Insel, wie die Schwarze Hölle mit der Blanken Hölle, der Kuckucksberg, die Wolfschlucht, der Schwanstein und möglicherweise auch die Brüdersteine bezeugen, daß wir uns hier auf altheiliger Stätte befinden.

Aber welche Gottheit auf dem Vilm verehrt worden ist, das wissen wir nicht. Klöden möchte (Märk. Forsch. III 241) den Namen der Insel Vilm (1336 Vilmp, 1371 Vylm, 1396 Villem, 1397 Vilm) und ebenso den Namen des der Insel gegenüber liegenden Kirchdorfes Vilmnitz von der slawischen Göttin Vila — so heißt die Todes- und Wintergöttin Morana in ihrer Eigenschaft als Göttin der Unterwelt — herleiten und damit die Vermutung aussprechen, daß einst ein Vilakult auf dem Vilm bestanden habe. Dagegen hat Wigger (Meckl. Jahrb. 28, 41) eingewendet: „Ob man übersehen darf, daß jetzt wenigstens jenes V nicht wie W gesprochen wird, müßte man noch erst ermitteln.“ So begnügen wir uns lieber mit der Feststellung, daß eine slawische Kultstätte auf dem Vilm bestanden hat, ohne weiter zu fragen, welcher Gottheit sie geweiht war.

18. Buskamen.

Nördlich von dem Badeort Göhren, etwa 350 m vom Strande entfernt, liegt mitten im Wasser ein gewaltiger Felsblock, der im Volksmunde der Buskam oder Buskamen d. i. Gottesstein genannt wird. In der Literatur, wie bei Grümble: Darst. I 83 und Lappe: Mitgabe nach Rügen, Stralsund 1818, 101, wird der Stein auch Buskahn und Mönchstein genannt. Er befindet sich in 6 m Wassertiefe und ragt 1½ m über den Meerespiegel hervor; sein Umfang beträgt 40 m. In

seiner Oberfläche sind eine Anzahl kreisförmiger Vertiefungen oder Näpfechen eingegraben, ein Umstand, der ebenso wie der Name des Steines für uns ein Beweis ist, daß der Stein ehemals ein Kultstein gewesen ist. Wenn Jacob (Balt. Stud. 44, 55) der Ansicht ist, daß der Stein Buskamen genannt sei, weil die ersten Befehrer auf ihm ein Kreuz oder Kreuzifix errichtet hätten, so würde das der vorher geäußerten Ansicht durchaus nicht im Wege stehen, im Gegenteil zur Bestätigung derselben dienen können.

Auf diesem Stein sollen sich die Hexen in der Walpurgisnacht versammeln und ihre Tänze abhalten. Auch als Adeborsstein wird er bezeichnet, d. i. als Stein, aus welchem der Adebors die kleinen Kinder abholt. Ferner pflegen die Seejungfern, die gerade an der Küste von Mönchgut häufig gesehen worden sind, auf dem Buskamen ihre Tänze abzuhalten. Wenn in Göhren ehemals eine Hochzeit stattfand, begaben sich Braut und Bräutigam und sämtliche Hochzeitsgäste in Bötchen nach dem Buskamen und führten auf der Plattform dieses Steines einen Reigentanz auf. Wir begegnen hier also einem ähnlichen Hochzeitsbrauche, wie wir ihn schon oben bezüglich des Teufelssteins bei Putgarten kennen gelernt haben.

So verweisen uns beim Buskamen außer der Volksfage auch Aberglaube und Brauch auf die früheren Zeiten des Heidentums. Vgl. Haas und Worm: Die Halbinsel Mönchgut, Stettin 1909, 4, 89, 97. — Das Wort bog findet sich in Zusammensetzung mit Ortsnamen ziemlich häufig. Von Rügen nenne ich noch den Boggenberg (1695 Bochenberg) in Binz, hinter der Putbuffer Straße gelegen (Balt. Stud. n. F. 20, 26). Vgl. Gerlach zu Boshpol, Kr. Lauenburg in Balt. Stud. n. F. 20, 165. Lütebock, ehemaliges zu Cacklin, Kr. Usedom-Wollin, gehöriges Vorwerk, erklärt Beyersdorf als Litobogi, „die den grimmen Gott Verehrenden“.

19. Sonstige heilige Stätten.

Zahlreiche Ortsnamen enthalten das slawische sventu heilig und bezeugen dadurch, daß es einst heilige Stätten waren.

Worin die Heiligkeit im einzelnen Falle bestand, das wissen wir freilich nicht mehr; indessen haben sich hier und da doch noch dunkle Vorstellungen erhalten, daß es ehemals geweihte Stätten waren.

1. Das südlich von Garz gelegene Kirchdorf Swantow hieß ehemals Swantegor, d. h. heiliger Berg; 1318 Swanthehur und Swanteghur — letzterer Name mit übergeschriebenem e über dem u — *PWB. V 3234*; in etwas späterer Zeit Zantegore. Der mündlichen Überlieferung zufolge soll der Ort seinen Namen von dem Gözen Swantewit erhalten haben, der hier, wie zu Arkona, einen Tempel gehabt habe. Unweit der Swantower Kirche liegt ein Teich, die Fünfte geheißten; in ihm sollen die ersten Christen, nach anderen die ersten Nonnen getauft worden sein. Vgl. Wackenroder 275 f., Barthold I 118 II 196, Temme 35, das liebe Rom. VII 193, Haas: *Rüg. Sagen I. Aufl. 10*. „Fünfte“ heißt der Taufstein in der mittelalterlichen Kirche; dieser Name scheint dafür zu sprechen, daß hier tatsächlich nach der Eroberung von Charenza getauft worden ist. Auch mag in Swantow einer der drei Kirchhöfe gelegen haben, die nach Sáros Bericht unmittelbar nach dem Falle von Charenza im dortigen Bezirk durch Absalon von Koeskilde geweiht wurden (*tribus coemeteriis in agro Karentino dedicatis XIV 844*).

Von den Bewohnern Swantows wird mit großer Festigkeit und Überzeugungstreue behauptet, daß die Swantower Kirche die älteste Kirche auf der Insel Rügen sei.

2. Swente, Swent, Schwent, 1496 Zwente, war eine kleine, im Rsp. Bobbin unweit Rutschwitz belegene Ortschaft. Sie bestand aus zwei Kossatenhöfen, die zur Herrschaft Spyker gehörten. Nach Dähnert: *Landes-Urkunden, Suppl. I, Stralsund 1782*, lagen zu Swent 26 Morgen Acker, und die Bewohnerschaft der beiden „Kossen-Höfe“ bestand im Jahre 1767 aus 19 Köpfen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die beiden Höfe, einer nach dem anderen geworfen. Welche Bedeutung die Ortschaft Swente in der Nähe der Kultstätte hat, die wir in Bobbin vermutet haben, ist schon oben S. 47 berührt.

3. Swente wird als Ortschaft im Rsp. Casnewitz 1314 und

1318 urkundlich erwähnt (*PWB. V 2918, 3234*). Es lag vielleicht unweit der zu Krakwitz zu vermutenden Kultstätte. Vgl. oben S. 52.

4. Svent, Swent, sonst auch Suent und Schwent geschrieben, war ein kleines, zum Gute Landen auf Jasmund gehöriges Katengehöft, das bei Bachmannskladen, einem beim Tribberbach befindlichen Gehöft, gelegen war. Um 1770 bestand es noch aus zwei Kossatenwesen und einem Schäferkaten. Das Gehöft ist im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts eingegangen; um 1840 war es noch vorhanden. Eine Uferpartie zwischen Dwarfieden und dem Westende des ehemaligen Dorfes Crampas heißt noch jetzt „Swent“. Etwas weiter östlich, jenseits des Sahnitzer Hafens, liegen mehrere große Felsblöcke, die im Volksmunde als Schwanzsteine bezeichnet werden, d. h. als Steine, aus denen der an die Stelle des kinderbringenden Storchs tretende Schwan die kleinen Kinder abholt.

An der entgegengesetzten südwestlichen Ecke der Fölsung Dwarfieden liegt ein Punkt an der Küste, der „Hölle“ heißt (v. Hagenows *Special-Charte*). Im übrigen enthält die Dwarfieden in ihrem Inneren 14 ansehnliche Hümngräber, darunter einen Grabhügel mit einem aufgerichteten Monolithen — einzig in seiner Art unter allen vorgeschichtlichen Grabdenkmälern der Insel Rügen — und eine geöffnete Steinkiste von Megalithen.

5. Swentekahs oder Swentekaaß heißt ein Felsblock und eine Uferpartie an der Nordküste von Jasmund zwischen Rutschwitz und Rossdorf. Der Name ist vielleicht als swante-kamen d. i. heiliger Stein zu deuten. Vgl. oben S. 47.

6. Satekaas heißt nach Grümble: *Darst. I 32* ein Ufervorsprung in der Stubbnitz zwischen Hangenufer und Krievitz. Der Name, der jetzt verschollen zu sein scheint, soll aus Swentekaaß oder Swantekaaß korrumpiert sein.

7. Swantelow heißt ein kleiner, unweit des Strüßendorfer Chauffeehauses gelegener Teich, der auch Kreuzendief, d. i. Karauschenteich genannt wird. Trotz seines geringen Umfangs ist er mehr als 5 m tief. An der Stelle des Teiches hat nach der Sage früher ein großes prächtiges Schloß gestanden, das eines Tages

plötzlich in die Tiefe versunken ist. Zuweilen hört man noch Glockenklänge aus der Tiefe herauftönen. Vor hundert Jahren haßte der Name auch an einem in der Nähe stehenden Feldbusche, wie Grümbe: Darst. I 96 berichtet: „Nach Strüßendorf zu stehen auf den Anhöhen Feldbüsche, die z. T. noch wendische Namen führen, wie der Forbing, Gessenit, die Wyresche, Lüßemite, Schwantelow, Ganzow, Kiefenberg und Schnakenbusch“. Ich selbst habe vor 30 Jahren noch folgende Flurnamen vorgefunden: Wizenberg und Tippberg westlich der Jasmunder Chaussee, Langesahl, ein Bruch am nordöstlichen Abhange des Tippberges, Bohnen, ein Hügel nach Sabitz zu, auf dem bis 1870 ein Katengehöft stand, Jarwien, der Acker westlich vom Offen, Zoren, der Acker an der Prißwitzer Grenze, Hägh, ein Berg zwischen Strüßendorf und Jarnitz, Zellenwisch und Micheentzowisch, zwei Wiesen. Ein Talgrund, der neben dem Chausseehause westwärts nach Stadthof zu liegt, heißt Kohstahrt (Kuhschwanz), angeblich infolge der Sitte, daß in früherer Zeit die Kühe, wenn sie im Frühling zum ersten Male auf die Weide gebracht wurden, hier zunächst versammelt wurden. Etwa 400 m weiter westlich lag bis um 1840 ein von dichtem Buschwerk bewachsenes, 90 Schritt langes Hünengrab, das in der älteren Hügelkultur oft als „Hünengrab in der Borower Heide“ angeführt ist. Vgl. Grümbe: Darst. I 57, II 233 und ausführlich beschrieben bei Indigena 116 f. Unter diesen Namen ist vor allem der Name Hägh wichtig; vgl. oben S. 52 und 66; der als Hägh bezeichnete Berg liegt unweit der Swantelow.

8. Swantich, im Volksmunde meist Swanti gesprochen, ist der Name einer Uferhöhe, die auf der Insel Hiddensee westlich vom Dornbusch, dem nördlichsten 72 m hohen Punkte der Insel, gelegen ist. Südöstlich von der Anhöhe Swantich liegt im Innern das Tal Ollhell und südwestlich an der Küste zwischen Schluckswiek und Kronberg ein Fliederberg (Sundine 1833, 183). Ein anderes Tal heißt Ellesegen (vielleicht statt Hellesegen) und ein drittes Tal Honiggrund; letzterer Name erinnert an den im Kr. Dramburg aus Kontop umgebildeten Honigtopf. Diese Namen sind bedeutungsvoll und dienen der Uferhöhe Swantich als Folie.

Die an der Westküste von Hiddensee gelegene Swantiwitschlucht und Swantiwitbucht habe ich bereits oben S. 17 erwähnt.

9. Swantegard heißt ein Ufervorsprung auf der Halbinsel Groß-Zicker, südöstlich vom Zickerschen Höwt, zwischen Lütze Grund und Griepel (vgl. v. Hagenows Special-Charte vom Jahre 1829). Im Swantegard war noch vor 100—120 Jahren „die Spur oder der Eindruck einer Grube zu erkennen, die das Nonnenloch genannt wurde und die nach Versicherung alter Leute zur Zeit ihrer Väter noch unverfüllt und von ungeheurer Tiefe gewesen sein sollte. Der Name soll daher rühren, daß in der Vorzeit zur Todesstrafe verurteilte Klosternonnen heimlich dahin gebracht und gebunden in den Abgrund gestürzt worden wären“ (Grümbe: Nonnenkloster 26). Auch eine Folterkammer soll sich in dem Nonnenloch befunden haben (Haas und Worm: Die Halbinsel Mönchgut 98 und 104). Im Nonnenloch haufen auch die Witten Wiver, die in der mönchgutischen Volkslage als Erd- und Wassergeister auftreten.

10. Swent heißt eine Stelle in der Feldmark des Gutes Schwarbe auf Wittow. So berichtet D. Jock I 107, der in Schwarbe geboren ist; er fügt hinzu: „Wahrscheinlich stand dort in alter heidnischer Zeit ein Heiligtum des Swantedvit, wenn auch nur untergeordneten Ranges neben dem Arkonaschen“.

11. Einen Abbau Schwent im Postbestellbezirk Altenkirchen führt das von der Postverwaltung herausgegebene Verz. sämtl. Ortshafte der Prov. Pommern, Berlin 1884, an. Über diese Ortshafte ist mir anderweitig nichts bekannt geworden.

12. Swante-Wostroe oder Swante-Wustrow ist der mittelalterliche Name der südöstlich von Mönchgut gelegenen kleinen Insel Greifswalder Die. Die Insel war bis zum 17. Jahrhundert unbewohnt, trotzdem befand sich hier schon in vorreformatorischer Zeit eine Kapelle, in der die auf der Insel landenden Fischer ihren Gottesdienst verrichteten. Die Stadt Greifswald aber, der die Insel zugehörte, hielt auf der Insel eine Stuterei (eine hupsche Stut): die Pferde liefen frei und ohne Aufsicht umher und erhielten nur während des Winters den nötigen Bedarf an Heu. Einstmals im Winter hatten sich

die Pferde in die Kapelle verirrt, und da die Tür vom Sturm ins Schloß geworfen wurde, konnten sie nicht wieder herauskommen; so mußten sie alle vor Hunger und Qual krepieren. Die Leute, die darnach zum ersten Male wieder nach der Insel kamen, fanden das ganze Gestühl zerfressen und zernagt (Ranzow II 259 f. ed. Gaebel). Welche Bedeutung die Sage hat, ist schon oben S. 67 erörtert worden. Jedenfalls spricht sowohl die Sage, wie auch überhaupt das Vorhandensein der Kapelle auf der „Heiligen Insel“ dafür, daß sich hier in heidnischer Zeit ein Gözenheiligtum befunden hat. Welcher Göze hier verehrt worden ist, wissen wir freilich nicht mehr, aber wenn wir annehmen dürften, daß die Stadt Greifswald die Stuterei nicht erst neu eingerichtet, sondern aus slawischer Zeit übernommen hat, so würde sich ergeben, daß hier gleichfalls ein Zernebogheiligtum gelegen hat.

Die Zahl der heiligen Stätten möchte sich leicht noch weiter vermehren lassen. So meint Wackenroder S. 339, daß die Insel Ummanz zur Zeit der alten Heiden „ein lustiger Gözen-Hayn“ gewesen sei, und zwar meint er das wegen der in der Erde gefundenen Bäume, die dafür sprächen, daß die Insel ehemals völlig bewaldet gewesen sei. — Auch die Orts- und Flurnamen könnten vielleicht noch weiteres Material ergeben. So sucht Beyer (Meckl. Jahrb. 37, 165) in dem Ortsnamen Parkow oder Parchow auf Wittow den Namen des Donnergottes Parkun, und die zahlreichen Dingstätten und Opfersteine auf Rügen sollen auf Perun = Prome, den Gott der Gerechtigkeit, Bezug haben (ebenda 167). Indessen ist die Frage, welcher vorgeschichtlichen Periode die sogenannten Opfersteine, die Näpfschen-, Schalen- und Rinnensteine, angehören, noch zu wenig geklärt, als daß wir dieselben ohne weiteres für die slawische Zeit in Anspruch nehmen dürften. Einige Hinweise auf Opfersteine habe ich zwar gelegentlich gegeben, aber mit jedesmaligem Vorbehalt. Klöden (Märk. Forsch. III 193 ff.) sucht von den rügenschen Ortsnamen auch noch Benz, Vietegast, Bug, Seelitz, (Hoch-)Seelow, Wollin von slawischen Gözennamen abzuleiten.

Überblicken wir zum Schluß die in vorstehender Abhandlung geführten Untersuchungen, so muß eingeräumt werden, daß Einzelheiten in der Beweisführung hier und da auf schwachen Füßen stehen; das weiß niemand besser als der Verfasser selbst; es kommt eben bei diesen Untersuchungen, die zum großen Teil auf die Darbietungen der mündlichen Überlieferung angewiesen sind, oft mehr auf ein Kombinieren von Zusammenhängen als auf strikte Beweisführung an, und bezüglich des Resultates muß man schon mit einem mehr oder minder großen Grade von Wahrscheinlichkeit, oft auch nur mit Möglichkeiten zufrieden sein¹⁾. Aber wenn wir auch hier und da Abstriche machen, so bleiben die Hauptresultate doch bestehen: die Insel Rügen besaß in der letzten Zeit des Heidentums eine auffallend große Zahl von Kultstätten; die wichtigeren von diesen waren, wie die entsprechenden Kultstätten in Mecklenburg, mit heiligen Hainen und mit priesterlichen Pferdezüchtereien verbunden.

Mancher wird vielleicht über die große Zahl der Kultstätten erstaunt sein. Aber ich zweifle nicht, daß sie der Wirklichkeit entsprochen hat. Helmold berichtet I 83, daß bei den Slawen jeder einzelne Ort an Hausgöttern und Gözen Überfluß hatte und daß sie vielerlei Gözendienst betrieben (. . . penates et ydola, quibus singula oppida redundabant; . . . est Slavis multiplex ydolatriae modus). Dazu kommt, daß die Insel im letzten Jahrhundert des Heidentums eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung besaß, die sich von Ackerbau und Viehzucht, von Jagd und Fischfang, durch Seeraub und Kriegszüge wohl zu nähren mußte. Im Burgwall von Charenza, der in Friedenszeiten leer stand, waren im Jahre 1168 an 6000 waffenfähige Männer versammelt, und dabei lagen in der Nähe andere Burgwälle (in Zudar, Kniepow, Bergen, Klein-Carow), die bei der Annäherung der Feinde gewiß auch nicht ohne Schutz geblieben sein werden. Der Hauptteil der Insel war also imstande, eine wehrhafte Mannschaft von 7000—8000 Köpfen zu stellen, und Fock hat ganz Recht,

1) Die Redaktion der Pommerschen Jahrbücher kann sich diesem methodischen Vorbehalt nur anschließen.

wenn er I 19 sagt, daß wir bei einer Gesamtziffer von 9000 wehrfähigen Rügianern auf eine Gesamtbevölkerung von 30—35000 Seelen schließen dürfen. (Nach der Volkszählung vom Jahre 1910 besaß Rügen 48150 Einwohner).

Für diese Bevölkerung der Insel war das Jahr 1168 von einschneidender Bedeutung. Durch die Feinde bezwungen, mußten sie ihren alten Glauben und ihre alten Götter fortan aufgeben und statt dessen den Christenglauben annehmen. Das ging freilich nicht von heute auf morgen, wenngleich die dänischen Eroberer die Bekehrung und Taufe der Rügianer mit großer Hast betrieben; indessen konnte Jaromar I. doch bereits 25 Jahre nach dem Falle des Heidentums das erste aus Backsteinen erbaute Gotteshaus und in Verbindung damit das erste Kloster auf der Insel Rügen einweihen.

Mit der Christianisierung aber ging die Germanisierung des Landes Hand in Hand, und das sind die beiden Faktoren, die die eigentliche Geschichte der Insel inauguriert haben; die Zeit, die vorangeht, gehört der Vorgeschichte an. Die Eroberung Arkonas und die Zerstörung des Swantewitttempels ist das bedeutsame Faktum, das den Übergang von der alten zur neuen Zeit darstellt, und der 15. Juni 1168 ist das Datum, mit welchem die Insel Rügen aus dem Halbdunkel der vorgeschichtlichen Zeit in das Licht der Geschichte eintritt.